

Szenen des Elends
Der Film «Platzspitzbaby» bilde die Realität gut ab, sagt ein einstiger Drogensüchtiger. **HINTERGRUND 2**

Stararchitekten in Andeer
Im Schams soll die erste Autobahnkirche entstehen. Gebaut von Herzog und de Meuron. **REGION 4**

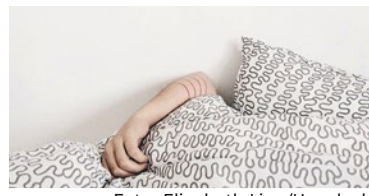


Foto: Elizabeth Lies/Unsplash

Einschnitt ins Dasein
Krank werden heisst oft, die Weichen neu zu stellen. Und den Blick aufs Leben zu verändern. **DOSSIER 5-8**

Kirchgemeinden
Wissenswertes über Ihre Kirchgemeinde lesen Sie in Ihrer Gemeindebeilage im 2. Bund. **AB SEITE 13**

reformiert.

Graubünden
Bündner Kirchenbote

Die evangelisch-reformierte Zeitung

Nr. 3/März 2020
www.reformiert.info

Mit zwei Männern in Weiss hat der Vatikan ein Problem

Religion Joseph Ratzinger interveniert in heiklen Momenten, statt wie versprochen zu schweigen. Die Attacken gehen nicht spurlos an Nachfolger Papst Franziskus vorüber. Er enttäuscht die Reformer.



Einspruch «aus der Tiefe des Herzens»: Der emeritierte Papst Joseph Ratzinger mit Papst Franziskus während einer Messe im Petersdom in Rom.

Foto: Reuters

Er werde schweigen und beten, versprach Papst Benedikt XVI., als er 2013 zurücktrat. Aber lange hielt Joseph Ratzinger nicht durch. Wiederholt meldete er sich zu Wort. Zuletzt verteidigte er im Buch «Aus der Tiefe des Herzens» des Kardinals Robert Sarah den Zölibat. Nur wenige Wochen, bevor Franziskus den Forderungskatalog der Amazonas-Synode beantwortete.

Marco Politi bezeichnet die Publikation schlicht als Skandal: «Sie war eine Intervention in einen Regierungsakt des Nachfolgers.» Der Journalist schrieb lange für italienische Tageszeitungen über den Vatikan und veröffentlichte zuletzt das Buch «Das Franziskus-Komplotz».

Dass Ratzinger sogleich ausrichten liess, er habe Sarah nur den Aufsatz ausgehändigt, von dem Buch aber nichts gewusst, hält Politi für wenig glaubwürdig. «Sarah ist ein anständiger Mensch, er würde Ratzinger niemals hintergehen.» Welche Auswirkungen die Intervention hatte, ist ungewiss. Den Bruch mit

«Noch nie gab es innerhalb der kirchlichen Hierarchie eine derart starke Opposition gegen einen amtierenden Papst wie jetzt gegen Franziskus.»

Marco Politi
Journalist und Autor

dem Vorgänger riskierte Franziskus jedenfalls nicht. Am 12. Februar antwortete er auf die Synode und enttäuschte viele Reformer. Sie hatten gehofft, dass sich der Papst hinter die Forderungen stellt, welche die Bischöfe aus dem Amazonas-Gebiet im Oktober gestellt hatten. So wollten sie auch verheiratete Diakone zu Priestern weihen dürfen.

Versteckte Botschaften

Vom Zölibat schreibt der Papst keine Zeile. Kirchenhistoriker Hubert Wolf, der an der Universität Münster lehrt, sagt: «Stattdessen zeichnet Franziskus ein überhöhtes Priesterbild, das auf das 19. Jahrhundert zurückgeht und sogar noch hinter den Aussagen von Johannes Paul II. zurückbleibt.» Da scheinbar Franziskus den Konservativen «zu geben, was sie hören wollen».

Einen konservativen Kurs hält Franziskus auch, wenn er über die Frauen schreibt. Sie leisteten ihren Beitrag, «indem sie die Kraft und Zärtlichkeit der Mutter Maria wei-

tergeben». Dass jenen Frauen, die nach der Weihe streben, Klerikalismus unterstellt wird, ist für Wolf «zynisch». Der Theologe geht davon aus, dass die Priesterweihe für Frauen damit vom Tisch ist. Auch Diakoninnen werde es unter dem jetzigen Papst kaum geben.

Politi vermutet, dass Franziskus die Forderungen wollte. «Doch der Protest im Vatikan war zu stark.» Ratzingers Intervention sei nur die berühmte Spitze des Eisbergs.

Um zu erkennen, wo Franziskus auf die Reformer zugeht, braucht es die Lupe des Insiders. Wolf weist darauf hin, dass der Papst mit seinem Schreiben die Beschlüsse der Amazonas-Synode bloss ergänzt. «Indem er die Verantwortung den Hirten vor Ort überträgt, versucht er, der Kritik der Konservativen in Rom auszuweichen», betont Wolf.

Franziskus komme ihm vor wie jemand, der eine Lunte auslege, ohne sie anzuzünden, sagt auch der Schweizer Kapuziner Willi Anderrau. «Doch was passiert, wenn ein

anderer sie anzündet?» Die Zurückhaltung des Papstes erklärt sich Wolf mit der Verantwortung für die Einheit der Kirche. «Zumal er mit heftigen Attacken aus dem reaktionären Lager, das sich angeblich auf Joseph Ratzinger stützt, konfrontiert ist.» Wolf bezweifelt aber, «dass sich Franziskus mit seinem Lavieren einen Gefallen tut».

Politi hat mehr Verständnis. «Nie gab es in der Hierarchie eine so starke Opposition gegen einen Papst.» Hinzu kommen Querschüsse Ratzingers, der sich so als Projektionsfläche für Franziskus-Gegner anbietet. «Zum Schattenpapst taugt er trotzdem nicht», erklärt die Zürcher Geschichtsinstitutlerin Claudia Zey. Dafür sei der 1927 geborene Deutsche zu alt. «Zudem war seine Rücktrittserklärung sehr klar.»

Ein Vorbild für den Papst ausser Dienst gibt es in der Kirchengeschichte: Coelestin V. Freilich war Ende 1294 noch keine vier Monate im Amt, als er abdankte. Und bis Rom hatte er es nie geschafft, er regierte die Weltkirche von einer für ihn gezimmerten Mönchsklausen in Neapel aus. Der Nachfolger Bonifatius VIII. steckte ihn in Klosterhaft.

Eigentlich nicht kompatibel

Bonifatius wusste offenbar, was für Zey noch heute gilt: «Zwei Männer in Weiss sind mit dem Papsttum nicht kompatibel.» Franziskus habe Ratzinger ermuntert, weiterhin zu reisen und Besucher zu empfangen, sagt Vatikan-Kenner Politi. Er wolle keinen Konflikt riskieren.

Für Wolf hingegen ist die klare Führung «die historische Stärke des Katholizismus». Für Rücktritte brauche es klare Regeln: Schweigekloster statt Wallfahrtstourismus wie jetzt, da Ratzinger täglich bis zu 30 Besucher empfangen. Wolf sieht Franziskus in der Pflicht: «Sein Amt verleiht ihm die Autorität, den Vorgänger von der Öffentlichkeit abzuschotten.» Aber er müsste halt gewillt sein, sie zu nutzen. Felix Reich

Interview: [reformiert.info/marcopoliti](https://www.reformiert.info/marcopoliti)

In eigener Sache

«reformiert.» mit neuer Website

«reformiert.» hat seinen elektronischen Auftritt erneuert: In eleganter Darstellung finden Sie auf www.reformiert.info aufgeschaltete Printartikel, Online-Beiträge und Videos. Hinzu kommen neu Veranstaltungshinweise aus den Kirchgemeinden von Biel bis Müstair sowie ein Pool für Jobs und Freiwilligenarbeit. Hier können die Kirchgemeinden Personen suchen und finden – vielleicht auch Sie? Ebenfalls neu: eine App und ein Newsletter. Die Redaktion

«Wir wollen ein klares Profil haben»

Hilfswerke Der Spendenmarkt ist hart umkämpft. Mit ihrer Fusion hoffen das Heks und der Entwicklungsdienst «Brot für alle», sich in diesem schwierigen Umfeld stärker zu behaupten.



Peter Merz blickt zuversichtlich in die Zukunft.

Foto: Désirée Good

Die Schweizer gelten als spendables Volk. Dennoch gehen bei Ihnen und anderen Hilfswerken die Spenden zurück. Was ist das Problem?

Peter Merz: Der Spendenmarkt ist immer härter umkämpft – in der Schweiz, aber auch international. Dennoch unterstützen die Schweizer und Schweizerinnen ihre Hilfswerke grosszügig. Angesichts der weltweiten Not bräuchten wir aber noch mehr Unterstützung und Geld. Lang anhaltende Krisen wie Kriege, Klimakatastrophen und interne Konflikte lösen leider immer weniger mediales Interesse aus. Fehlende Berichterstattung macht es aber schwieriger, Menschen zum Spenden zu motivieren.

Auch die politischen Rahmenbedingungen ändern sich. Der Bundesrat will die internationale Entwicklungszusammenarbeit neu ausrichten. Wie stehen Sie zu der Botschaft aus der Feder von Bundesrat Ignazio Cassis?

Mit der Stossrichtung sind wir einverstanden. Die internationale Zusammenarbeit muss der Armutsbekämpfung dienen und unter dem Dach der Agenda 2030 stehen, also den Zielen für nachhaltige Entwicklung entsprechen. Unbefriedigend an der Botschaft ist hingegen, dass Entwicklungszusammenarbeit künftig primär den Interessen der Schweiz dienen soll.

Was ist so falsch daran?

Es ist ein egoistischer Ansatz. Die Schweiz ist bekannt für ihre humanitäre Tradition. Entwicklungszusammenarbeit und humanitäre Hilfe sollen im Dienste der Benachteiligten stehen. Die Botschaft sieht vor, dass Entwicklungshilfe teils an die Bedingung geknüpft wird, dass sich weniger Menschen auf den Weg nach Europa machen. Doch diese Idee greift zu kurz. Denken Sie an die Lebensverhältnisse beispielsweise in Syrien. Da sind humanitäre Hilfe und Entwicklungszusammenarbeit wichtig, es wird aber immer Menschen geben, die anderswo eine Perspektive suchen. Auch der Stärkung der Zivilgesellschaft wurde zu wenig Bedeutung beigemessen. Jetzt warten wir die Diskussionen in den Räten ab.

Das Parlament ist grüner, weiblicher. Erwarten Sie sich mehr Unterstützung für Ihre Anliegen?

Ja, ich hoffe, das hilft, eine vertretbare Botschaft zu verabschieden, die auch genügend Finanzmittel vorsieht. Es gab aber auch eine gewisse Verschiebung innerhalb des linken Spektrums, von den Sozialdemokraten zu den Grünen und Grünliberalen. Es stellt sich jetzt die Frage, wie sich Letztere positionieren. Sie sind zum Teil sehr wirtschaftsfreundlich. Das muss nicht per se schlecht sein. Aber es braucht einen Konsens für eine nachhaltige Entwicklungszusammenarbeit, bei der auch die Menschenrechte beachtet werden.

«Angesichts der weltweiten Not bräuchten wir noch mehr Unterstützung und Geld.»

Die Zusammenarbeit mit der Wirtschaft spielt eine wichtige Rolle in der Botschaft. Ist das gut?

Damit die Nachhaltigkeitsziele der Agenda 2030 erreicht werden können, müssen sich Regierung, Zivilgesellschaft und Privatwirtschaft gemeinsam engagieren. Menschenrechte müssen eingehalten und der internationale Rechtsrahmen sowie die Landesgesetze respektiert werden. Die Zusammenarbeit mit der Wirtschaft soll Mehrwerte schaffen und nicht Ressourcen unwiederbringlich zerstören. Dies sind Vorgaben, wie sie die Konzernverantwortungsinitiative formuliert.

Apropos Wirtschaftlichkeit: Heks ist in einem Konsolidierungsprozess, musste sich aus drei Ländern und mehreren Projekten zurückziehen. Wie erfolgreich war 2019?

Peter Merz, 56

Der Kulturingenieur ist seit elf Jahren für das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen Schweiz (Heks) tätig. Zunächst arbeitete er als Abteilungsleiter für Afrika und Lateinamerika, vier Jahre später stieg er zum Bereichsleiter der Auslandsarbeit und Mitglied der Geschäftsleitung auf. Zuvor hatte Merz für das Hilfswerk Helvetas gearbeitet und war als Berater tätig. Das Heks hat im Jahr 2018 rund 66 Millionen Franken eingenommen.

Wir waren mehrheitlich planmässig unterwegs und konnten unsere finanziellen Ziele für die Gesamtorganisation weitgehend erreichen. Für die Auslandprogramme mussten wir erneut auf Gelder aus angesparten Fonds zurückgreifen.

Ihre Antwort auf das schwierige Umfeld ist die für 2022 geplante Fusion mit dem Entwicklungsdienst «Brot für alle». Könnte die stärkere politische Positionierung zum Nachteil auf dem Spendenmarkt werden?

Wir wollen auch als fusioniertes Werk ein klares Profil haben. Ich hoffe, dass man uns als politisch engagierte Organisation wahrnimmt. Wir müssen die Menschen für die Themen Klimagerechtigkeit, Landvertreibung, Flucht und Asyl sensibilisieren. Gerade in den Kirchen wird ein profiliertes Hilfswerk positiv aufgenommen. Auch die Evangelisch-reformierte Kirche Schweiz unterstützt ja die Konzernverantwortungsinitiative.

Ein neuer Name, eine neue Organisation. Laufen Sie nicht Gefahr, Spender zu verlieren?

Eine Gefahr besteht tatsächlich darin, dass Spendende, die bisher beide Organisationen unterstützt haben, der fusionierten Organisation nicht mehr gleich viel spenden wie vorher den beiden Werken zusammen. Ich bin aber zuversichtlich, dass wir durch profilierte Arbeit und verstärkte Mobilisierung neue Spenderinnen und Spender ansprechen werden. Interview: Cornelia Krause, Constanze Broelemann

«Platzspitzbaby» weckt Erinnerungen

Sucht Michel Buris Leben war lange von Drogen bestimmt. Nun hat der Ex-Drogensüchtige mit «reformiert.» den Film «Platzspitzbaby» angeschaut.

«Ein starker Film», sagt Michel Buri, als er den Kinosaal verlässt. Einhalb Stunden hat der Ex-Drogensüchtige den Film «Platzspitzbaby» angeschaut. Erinnerungen an die Zeit, als die Jagd nach der täglichen Dosis Heroin sein Leben bestimmte, sind bei dem 41-Jährigen hochgestiegen. Längst hat er den Weg zurück ins bürgerliche Leben gefunden. Aber der Schweizer Kinohit vor dem Hintergrund des Drogenelends in Zürich Anfang der 1990er-Jahre liess ihn wieder zurückblicken: «Stell dir das vor: Alles dreht sich nur noch um die Sucht.»

Tief ist Buri abgestiegen, den es als «Landbub aus dem Bernischen» in den Drogenschwung von Zürich verschlagen hatte. Damals waren Platzspitz und Letten schon Geschichte. «Zum Glück – das wäre mein Tod gewesen», sagt er. Indes warteten auch Mitte der 1990er-Jah-

re «Kügelidealer» am Limmatplatz auf Kundschaft. Buri stürzte ab, flog aus der Wohngemeinschaft, schlief in Heizungskellern und öffentlichen Toiletten. Dann, vor elf Jahren, schaffte er den Absprung. Heute ist er Hauswart im Kirchenkreis zwei Zürich-Enge. «Damit schliesst sich ein Kreis», sagt er, der in seiner Kindheit kein Gutenacht-Gebet ausgelassen hat.

Lebensecht und authentisch

Den Sog, der einen in die Sucht zieht, findet Buri authentisch dargestellt. Eine Szene streicht er als besonders anschaulich heraus. Mutter Sandrine verkauft Hund Twister, der so etwas wie der emotionale Rettungsanker von Tochter Mia ist. Geld für Drogen ist ihr wichtiger als das Kind. In diversen Variationen schildert der Film diesen Liebesverrat. «Erstaunlich, wie lebens-

echt das wirkt», lobt Michel Buri die schauspielerische Leistung von Luna Mwezi, der Mia-Darstellerin.

Immer wieder hofft Mia, dass ihre Mutter das Versprechen einlöst, von der Nadel loszukommen. Auf dem Küchenschrank prangen Magnet-Ziffern. Die Zahlen geben Sandrines Tage ohne Heroin an.

Auch Michel Buri hat die drogenfreien Tage nach seinem letzten Entzug gezählt. Zuerst die Tage, dann die Wochen, schliesslich die Monate. «Ich war stolz auf jeden drogenfreien Tag mehr», sagt er. Erst nach

zwei Jahren habe er nicht mehr manisch weitergezählt. Dass es ihm überhaupt gelang, sich aus den Fesseln der Sucht zu befreien, hat er einer Therapie zu verdanken.

Hier platziert Buri eine Kritik an den Methadonprogrammen und der kontrollierten Drogenabgabe: «Der komplette Ausstieg aus den Drogen wird heute kaum mehr angestrebt.» Vorab jungen Menschen sollte man aber diese Chance einräumen, auch wenn Therapien teuer seien.

Therapien sind seiner Meinung nach deshalb wichtig, weil Süchtige

zumeist wegen traumatisierender Kindheitserlebnisse in die Drogenwelt geflohen seien. Die belastende Zäsur seiner eigenen Kindheit: der frühe Tod seiner Mutter. Aber er weiss auch: Es braucht einen starken Willen, um die Sucht zu überwinden. Solche lebensbejahenden Kräfte trieben Buri an. Über solche Widerstandskräfte verfügte auch Michelle Halbheer, die mit ihrem Buch «Platzspitzbaby» die Vorlage zum Film lieferte und beim Schreiben das Trauma ihrer Kindheit verarbeitete. Delf Bucher

«Ich finde es schlecht, dass der komplette Ausstieg aus den Drogen heute nicht mehr angestrebt wird.»

Michel Buri

Ex-Drogensüchtiger und Hausmeister



«Platzspitzbaby» Mia will ihre Mutter von der Sucht befreien.

Foto: Ascot Elite

Gepredigt

Glaube ist ein Geschenk

Ich glaube; hilf meinem Unglauben!
(Markus 9, 24)

Die Jahreslosung knüpft an die Grenzerfahrungen des Lebens an. Ein Vater bangt um seinen Sohn, der an Epilepsie leidet. Schon immer ist das so, seit der Geburt, so erzählt es der Evangelist. Was für ein Schrecken jedes Mal, wenn sich der Junge auf dem Boden wälzt. Wie hilflos fühlt er sich in solchen Momenten. Das eigene Kind Todesgefahr preisgegeben, und er, voller Angst, kann nichts tun. Der Vater bittet zuerst die Jünger um Hilfe, doch die können nichts tun. Und dann, gerade als sein Kind einen Anfall erleidet, steht der Vater vor Jesus. Der Mann fleht Jesus an: «Hilf uns!» Doch Jesus, anstatt dem Kind sofort zu helfen, fängt eine Diskussion über Glauben an: «Alles ist möglich, dem der glaubt.» Damit provoziert er den Vater. Dieser schreit nur noch heraus: «Ich glaube; hilf meinem Unglauben!»

Endlich heilt Jesus den Jungen. In den Augen der Umstehenden auferweckte Jesus das Kind, das wie tot am Boden lag. Das Kind erfährt seine Auferstehung – hier – in seinem jungen Leben, das jetzt erst richtig Fahrt aufnehmen kann. Der Vater wird aus seiner Angst, dieser riesigen Last, erlöst. Wie gross ist die Freude! Wir lernen: Das Reich Gottes wirkt jetzt schon. Die Jünger fragen, warum sie nichts tun konnten, und Jesus antwortet: «Hier hilft nichts anderes als das Gebet.» Beten ist eine Haltung des Vertrauens und «Für-möglich-halten-Könnens». Unglaube ist «nicht glauben können» und «Untreue» Gott gegenüber. Eine Haltung ist nicht Wissen, das man sich aneignet und dann für den Rest des Lebens hat. Glaube ist ein Geschenk. Wir dürfen in jeder Hinsicht auf Gott vertrauen, sind aber auch ganz auf Gott angewiesen. Der Vater erfährt, dass er aus eigener Kraft nichts tun kann, nicht einmal glauben. Es tut weh, diese Bedürftigkeit zu spüren. Vertrauen zu können ist ein Prozess, der tagtäglich neu geübt werden muss.

Viele Menschen meinen, dass sie alles selbst schaffen müssen, weil da keine Hilfe ist. Das ist unser Zeitgeist. Darum soll das Leben berechenbar und kontrollierbar werden durch die Hilfe der Technik und durch Überwachung. Die Medizin soll uns so lange wie möglich von Schmerzen und vor dem Tod fernhalten. Die Jahreslosung zeigt demgegenüber, dass der Mensch eben nicht in der Lage ist, das Leben durch eigene Kraft zu kontrollieren und zu heilen. Wir brauchen das Geschenk des Glaubens, damit wir befreit von Ängsten in die eigene Zukunft und in die Zukunft der Welt blicken können.

Gepredigt am 31. Januar in Chur



Gisella Belleri
Pfarrerin in Chur, Masans

Religionsunterricht ist der Ausgleich im Schulalltag

Schule Religionslehrpersonen sind oft die ersten Menschen, die Kindern von Gott und der Bibel erzählen. Im Religionsunterricht vermitteln sie Wissen und Spiritualität. Diesen Sommer startet ein neuer Lehrgang des Ostschweizer Ausbildungsverbands, zu dem sich Interessierte anmelden können.

Singen, Basteln, Beten, Malen, biblische Geschichten hören, über das eigene Leben nachdenken, Kultur und Traditionen vermitteln – der Religionsunterricht ist vielseitig. Bis heute ist er Bestandteil in den Bündner Schulen und wird von Fachlehrpersonen oder Pfarrpersonen unterrichtet. Die sind es, die teilweise als erste Menschen überhaupt den Schülerinnen und Schü-

lern den Kontakt zu Religion und Spiritualität vermitteln.

Die Zeit ist knapp bemessen
Da die Zeit knapp ist, wird guter Religionsunterricht noch wichtiger. Denn die Stundenzahl hat sich halbiert. Hatten Schülerinnen und Schüler bis 2018 noch zwei Stunden Religion pro Woche, ist es nach einem politischen Entscheid nur noch ei-

ne. Das Modell 1+1, das parallel zum Lehrplan 21 eingeführt wurde, sieht wöchentlich eine Stunde Ethik (verantwortet von der Schule) und eine Stunde Religion (verantwortet von der Kirche) vor.

Die wegfallenden Stunden kompensieren einige Religionslehrerinnen und -lehrer mit Projekten in den Kirchgemeinden, in denen sie angestellt sind. Im Sommer beginnt

erneut eine dreijährige Ausbildung zur Fachlehrperson Religion. Sie qualifiziert zum Unterrichten in der Primar- und Oberstufe und zur Bildungsarbeit in Gemeinden. Berufsbegleitend können sich Interessenten in den Kursschwerpunkten Pädagogik und Religion weiterbilden lassen. **Constanze Broelemann**

oktav.gr-ref.ch, maria.thoeni@gr-ref.ch



Reformierte Religion gibt Christina Thullen in Tamins, Bonaduz und Rhäzüns.

«Kinder sind offen für Spiritualität»

«Die Kinder wollen zu sich kommen können. Immer wieder erlebe ich in meinem Religionsunterricht, dass die Schülerinnen und Schüler offen für Spiritualität sind und Meditationen schätzen. Wenn die Kinder fragen: 'Frau Thullen, glauben Sie das, was Sie uns da erzählen?', dann sage ich: Ja. Denn man muss von dem überzeugt sein, was man als Lehrperson vermittelt.

Gäbe es noch weniger Religion in den Schulen, ginge das Wissen ver-

loren, weil wir die Kinder nicht mehr erreichen. Ich habe Kinder im Unterricht, die hatten noch nie eine Bibel in der Hand.

Der eingekürzte Religionsunterricht hat mich und meine Kollegen vor grosse Herausforderungen gestellt. Ein Jahr lang haben wir daran gearbeitet, die wegfallenden Stunden mit neuen Projekten zu kompensieren. Geholfen hat auch der «GemeindeBilden»-Kurs der Landeskirche. Dennoch wünsche ich mir mehr Rückendeckung von der Landeskirche: dass mal nachgefragt wird, wie unsere Lehrpersonen in den Schulen eigentlich versorgt sind. Denn auch, wenn man gut im Lehrkollegium integriert ist, sind Religionslehrpersonen immer ein wenig am Rand in der Schule.»



Liane Müller unterrichtet in Masein ökumenische Religion.

«Ich habe viel Freude an Geschichten»

«Den evangelischen Theologiekurs müssten alle machen. Über den habe ich mir das Fachwissen Religion angeeignet, das mir als ausgebildeter Primarlehrerin noch fehlte. Die Geschichte von Kain und Abel zum Beispiel habe ich mit meinen Schülerinnen und Schülern unter dem Thema 'Gott gibt eine zweite Chance' angeschaut.

Neben dem Wissen braucht man als Lehrerin pädagogisches Geschick und es hilft, wenn man gut im Schul-

team integriert ist. Am Religionsunterricht schätze ich die Vielfalt der Methoden und dass ich mich relativ frei im Lehrplan bewegen kann. Seitdem der Ethikunterricht eingeführt wurde, fehlt mir aber Zeit. Jetzt muss ich die eine Lektion noch besser vorbereiten, damit die Kinder etwas davon haben. Leider ist spontanes Reagieren auf Fragen der Kinder nicht mehr so möglich wie früher, als es noch mehr Zeit für den Religionsunterricht gab.

Dennoch habe ich viel Freude an den biblischen Geschichten und kann das Fach gut im Teilzeitpensum unterrichten. Letztens habe ich einen ausserordentlichen Projekttag angeboten und meine Schülerinnen und Schüler kamen, obwohl sie eigentlich frei hatten.»



Elsbeth Auer-Bühler unterrichtet in Maienfeld und Jenaz.

Fotos: Momir Cavic

«Die Arbeit wird mir nie langweilig»

«Wir vertiefen uns in spannende Themen. Neben religiösen greifen wir auch aktuelle Ereignisse auf. Denn biblische Geschichten können einen Zugang zu aktuellen Themen schaffen. Mobbing und Eifersucht zum Beispiel können wir anhand der Josefsgeschichte erarbeiten.

Mein Wunsch ist, Kindern Werte zu vermitteln, die ihnen in einer globalisierten Welt Orientierung geben können. Die Schüler werden in ihrer Persönlichkeit gestärkt

und bekommen Wissen und Verständnis über die Grundlagen unserer Kultur, den christlichen Glauben, aber auch über andere Religionsgemeinschaften vermittelt.

Für mich ist es einer der schönsten Berufe, laufend lerne ich dazu. Die jährlichen Weiterbildungen unterstützen mich dabei. Empathie und Freude, mit Kindern zu arbeiten, sowie die Bereitschaft, mich selbst zu reflektieren, sind mir wichtig. Die Arbeit wird mir nie langweilig, denn sie gestaltet sich immer wieder neu und anders. Früher haben wir den Religionsunterricht benotet. Heute tun wir das nicht mehr. Es ist eben nicht einfach, Glaubensfragen oder Philosophieren mit Kindern zu benoten.»
Aufgezeichnet: Constanze Broelemann

Aus dem Kirchenrat

Sitzung vom
16.1.2019

Jugendarbeit

Der Kirchenrat genehmigte im Jahr 2019 122 Gesuche mit einem Gesamtbetrag von 85 000 Franken: 36 000 Franken gingen an Konfirmanden-, 49 000 Franken an Jugendprojekte.

Personelles

Der Kirchenrat genehmigt den Stellvertretungsvertrag von Pfrn. Margrit Uhlmann mit Bergün und die Provisionsverträge zwischen Pfrn. Andrea Witzsch und Bregaglia; von Pfr. Andreas Anderfuhren sowie Pfrn. Lia Anderfuhren mit Seewis.

Gesetzgebung

Der Kirchenrat verabschiedet Botschaft und Entwurf für ein Personalgesetz sowie den Entwurf des Zulassungsgesetzes 910 zuhanden des Evangelischen Grossen Rates.

Buchprojekte

Der Kirchenrat bewilligt 4000 Franken an die Druckkosten der drei Publikationen «Cubadreams, La Pultruna – Annäherungen» und «A spass a l'ur dal tschël» von Pfarrer Romedi Arqint sowie 1000 Franken an die Neuausgabe des Buches «Die Geschichte der St. Antonier Lawinen» von Pfarrer Holger Finze-Michaelsen.

Bildungskommission

Der Kirchenrat wählt Anita Zysset und Samuel Gilgen in die Bildungskommission.

Jenaz/Buchen

Der Kirchenrat genehmigt die Teilrevision der Kirchgemeindeordnung.

Spitalseelsorge

Der Kirchenrat heisst das neue Spitalseelsorgekonzept des Kantons Spitals Graubünden gut. Dieses klärt Rollen und Aufgaben der Spitalseelsorge sowie den Umgang mit Spiritual Care.

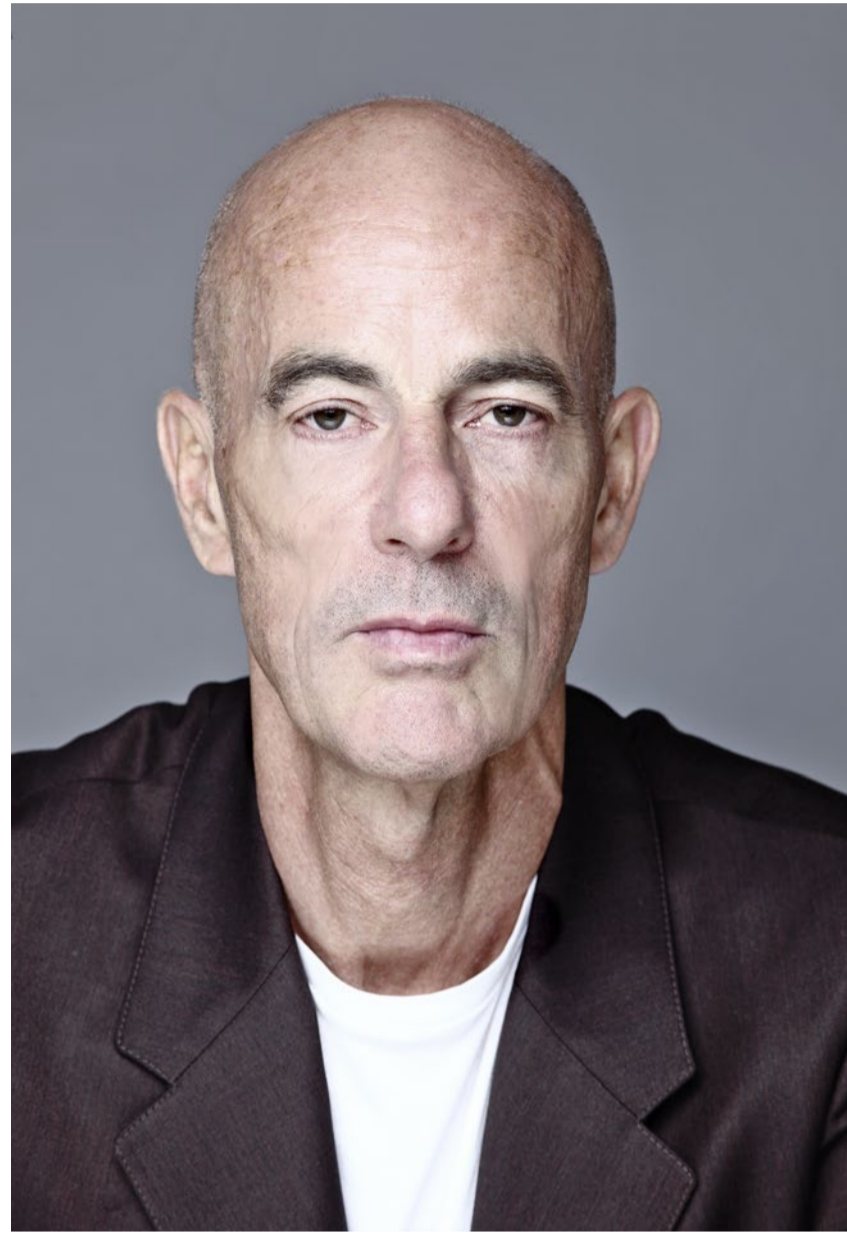
Stefan Hügli, Kommunikation



Bedürfnis: Spitalseelsorge Foto: zvg

«Wir konnten bisher keine Kirche bauen»

Kirchenbau Die erste Autobahnkirche der Schweiz soll im Schams stehen. Bauen will sie das Architekturbüro Herzog & De Meuron. Das Projekt ist ökumenisch getragen und soll vor allem über Spenden finanziert werden.



Jacques Herzog freut sich über die Anfrage aus Andeer. Foto: Adriano A. Biondo

In Andeer wollen Sie die erste Autobahnkirche der Schweiz bauen. Ihr Büro wurde angefragt, das Vorprojekt zu realisieren. Wie haben Sie reagiert?

Jacques Herzog: Überrascht und mit Freude. Wir konnten bisher nie eine Kirche bauen. Aber wir haben seit Jahren ein Projekt in Arbeit für eine grosse Kathedrale in Mexiko. Eine fantastische Aufgabe, weil sie mitten in einer vom Drogenkrieg versehrten Stadt einen Ort anbietet,

der nicht nur religiöse, sondern auch soziale, pädagogische und kulturelle Aufgaben übernimmt, wie die Klöster im Mittelalter.

Warum wollen Sie eine neue Kirche bauen, wenn bestehende Kirchen ungenutzt werden müssen?

Autobahnkirchen werden überraschend stark genutzt. Das ist dank der überall aufliegenden Anliegebüchern belegt. Es ist wie mit vielen ehemaligen Tankstellen entlang der

Kantonsstrasse. Sie stehen heute am falschen Ort, denn die Verkehrsströme haben sich auf die Autobahnen verlagert. So haben sich auch die Bedürfnisse in Bezug auf die Kirchen gewandelt. Anders als auf Reisen fehlt im Alltag oft die Zeit für Stille und Andacht. Wir bauen deshalb eine Autobahnkirche an der A13, dort, wo die Menschen unterwegs sind und sich einen Ort der Ruhe und des Gebets wünschen.

«Anders als auf Reisen fehlt im Alltag oft die Zeit für Andacht.»

Jacques Herzog
Architekt

Wie wird diese Kirche aussehen?

Es gab keine Vorbilder für so ein Projekt, wir wollten es ganz aus dem Ort heraus entwickeln. Wir vermeiden bewusst, irgendwelche Vorbilder herzunehmen. Die historischen Kapellen und Kirchen kann man nicht kopieren. Sie sind in ihrer Art perfekt. Wir werden vielleicht auch Holz und Verputz und Farbe verwenden, aber das ist noch nicht so klar – wahrscheinlicher ist es, dass auch noch ganz andere Materialien zum Einsatz kommen werden.

Gibt es etwas, das für Sie als Architekt besonders herausfordernd ist beim Bau einer Kirche?

Ja, sehr schwierig ist es, einen Ort zu schaffen, der uns alle berührt, ohne uns mit offensichtlich erkennbaren religiösen Zeichen zu überrumpeln.

Wo genau soll die Kirche stehen?

Andeer hat eine grosse Tradition als Transit- und Säumerstation und liegt

zwischen den beiden Schluchten Viamala und Roffla. Das Val Schons ist seit jeher Standort von Wegkirchen. Das Dorf eignet sich deshalb sehr gut für eine neue Wegkirche. Der vorgesehene Standort ist unmittelbar neben einer Brücke über die A13. Etwas ausserhalb des Dorfes mit schönem Blick über das Dorf und ins Tal. Die Parzelle, die wir für die Kirche vorgesehen haben, ist im öffentlichen Besitz und kein hochwertiges Kulturland.

Was meinen Sie, kann die Autobahnkirche im Val Schons für eine Aufgabe haben?

An den grossen Verkehrsknoten wie Bahnhöfen oder Flughäfen gehören Gebetsräume seit Langem zur Grundausstattung. Erfahrungen aus anderen europäischen Ländern zeigen, dass entlang der Autobahnen das gleiche Bedürfnis besteht. Gemeindegemeinden bieten hier nicht immer die Möglichkeit zur persönlichen Andacht. Sie sind nicht selten kompliziert zu erreichen. Zudem für Aussenstehende nicht als immer geöffnet erkennbar. Autobahnkirchen stehen hier für verlässliche Öffnungszeiten, dezente Anonymität für das persönliche Gebet und für eine einfache Erreichbarkeit.

Was sollen die Menschen in der von Ihnen gebauten Kirche finden oder erfahren können?

Stille, Gebet, Achtsamkeit – Die Kapelle ist als eine räumliche Sequenz aus verschiedenen Orten. Mit unterschiedlichem Licht, akustischen und visuellen Reizen. Wahrnehmung ist ein leitendes Motiv sowohl des Raums als auch von sich selbst.

Es handelt sich um eine Kirche.

Wird es ein Kreuz geben?

Das Kreuz ist ein ewiges und sehr starkes Symbol. Wir werden bestimmt einen geeigneten Ort finden für ein Kreuz. Es freut uns, dass die Kirche ökumenisch getragen ist.

Interview: Constanze Broelemann

Jacques Herzog, 69

Gemeinsam mit Pierre de Meuron führt der gebürtige Basler das Architekturbüro Herzog & De Meuron. Eines ihrer kürzlich abgeschlossenen Projekte ist der Bau der Elbphilharmonie in Hamburg. Eine Kirche haben die Basler Architekten noch nie gebaut und Jacques Herzog sieht in dem Projekt Autobahnkirche eine der «grössten Herausforderungen, die er momentan als Architekt hat.»

INSERATE

Rotkreuz-Arbeit

Menschlich, herzlich und in der Nähe.
Danke für Ihre Unterstützung

www.srk-gr.ch

PC 70-404-0

Crusch Cotschna Svizra
Schweizerisches Rotes Kreuz
Croce Rossa Svizzera
Grischun Graubünden Grigioni



BDG

Bürgschafts- und Darlehensgenossenschaft
der Evang.-reformierten Landeskirche GR

Zinsgünstige Darlehen

bei

- Kauf und Sanierung von Liegenschaften
- Landkauf für landwirtschaftliche Nutzung
- Kauf von Maschinen und Einrichtungen
- Aus- und Weiterbildungen
- Überbrückung von finanziellen Engpässen

für

- Angehörige der Landeskirche
- Kirchgemeinden

BDG

Quaderstrasse 18 • 7000 Chur
081 252 47 00 • bdg@bdg-gr.ch
www.bdg-gr.ch

reformiert.

Folgen Sie uns auf
facebook/
reformiertpunkt



www.friedwald.ch

Baum als letzte Ruhestätte
75 Anlagen in der Schweiz
052 / 741 42 12

80 Jahre **Unterwegs** **Du**
zum Du
Partnervermittlung
persönlich - beratend - begleitend
www.zum-du.ch
052 536 48 87

DOSSIER: *Plötzlich krank*

Vom guten Überbringen schlechter Nachrichten

Eine schwere Erkrankung kann einem Menschen den Boden unter den Füßen wegziehen. Sabina Hunziker Schütz lehrt angehende Ärztinnen und Ärzte, wie man solche Diagnosen mitteilt. Wichtig ist dabei auch, emotionale Reaktionen zuzulassen.

«Herr Müller, es tut mir leid, ich habe keinen guten Bericht für Sie. Wir haben in der Gewebsentnahme bösartige Zellen gefunden. Das bedeutet, Sie haben Krebs.» Mit diesen oder ähnlichen Worten hat Sabina Hunziker Schütz Menschen schon oft schwerwiegende Diagnosen mitgeteilt. Diagnosen, die das Leben der Betroffenen und ihrer Angehörigen schlagartig verändern.

Grosse Verantwortung

Jetzt sitzt Sabina Hunziker in ihrem kleinen Büro am Basler Unispital und erzählt aus ihrem Alltag. «Menschen in Notsituationen sind sehr verletzlich. Darum ist es sehr wichtig, wie man ihnen schlechte Nachrichten mitteilt, man trägt eine grosse Verantwortung.»

Diese Haltung vermittelt die Professorin für medizinische Kommunikation auch an Medizinstudierende. Die 47-Jährige wirkt zugänglich

«Beim Mitteilen einer Diagnose muss ich kurz, verständlich und klar sprechen – ohne zu beschönigen.»

und unkompliziert. Den Kaffee für das Gespräch holt sie gleich selbst im Büro nebenan. Dass sie sich in Menschen einfühlen kann, ist leicht vorstellbar. «Die menschliche Ebene war mir nebst der fachlichen Kompetenz schon als ganz junge Ärztin wichtig», bestätigt sie.

Heute arbeitet sie als stellvertretende Chefarztin der psychosomatischen Abteilung mit Patienten und Patientinnen, die schwer krank oder auf der Intensivstation waren, oder mit deren Angehörigen. Bis 2016 führte sie als Oberärztin der Inneren Medizin und auf der Intensivstation viele Gespräche am Lebensende oder in Situationen zwischen Leben und Tod. Hunziker erklärt: Egal, ob jemand Krebs, eine Herzkrankung oder Multiple Sklerose habe, der Moment der Diagnose brenne sich ein. «Die Worte von uns Ärztinnen und Ärzten markieren den Beginn einer einschneidenden



Die Ärztin Sabina Hunziker Schütz setzt nicht auf vorschnellen Trost.

Foto: Ephraim Bieri

Lebensveränderung.» Damit im Gespräch der Patient im Zentrum steht, braucht es Vorbereitung. Ein klarer Ablauf hilft dabei.

Vertrauensvolle Atmosphäre

Zunächst muss im Spitalalltag ein Ort für eine vertrauensvolle Atmosphäre geschaffen werden, der möglichst viel Privatsphäre zulässt. Der Arzt oder die Ärztin muss alle Befunde kennen. Dann gilt es im Ge-

spräch herauszufinden, was Patient und Angehörige schon wissen, um dort anknüpfen zu können. Beim Mitteilen der Diagnose ist zentral: «Ich muss kurz, verständlich und klar sprechen, ohne zu beschönigen im Sinn eines vorschnellen Trosts», betont Hunziker. Beschönigen sei kontraproduktiv, Menschen fühlten sich dadurch nicht ernst genommen, wie auch Studien belegen. Dann folgt gemäss der Ärztin der

schwierigste Teil. Er besteht darin, die meist emotionalen Reaktionen der Patienten zuzulassen.

Hunziker sagt: «Mein Gegenüber muss die Fassung verlieren dürfen und sich aufgehoben fühlen.» Sie erzählt von Patientinnen und Patienten, die sich abwenden und wegsehen, weinen oder in seltenen Fällen schreien. «Das zuzulassen, ist ein Zeichen von Respekt. Ich habe mit Patienten schon minutenlang

Sabina Hunziker Schütz, 47

Die gebürtige Baslerin ist stellvertretende Chefarztin Psychosomatik und Leitende Ärztin Medizinische Kommunikation am Universitätsspital Basel. An der Uni ist sie zudem Professorin für medizinische Kommunikation. Vorher arbeitete sie als Oberärztin der Inneren Medizin und Medizinischen Intensivstation und war in der klinischen Forschung tätig. Hunziker ist verheiratet und hat zwei Kinder.

geschwiegen.» Erst wenn das Gegenüber seine Fassung wiedergewonnen hat und etwa Fragen stellt wie «Was heisst das jetzt?», kann sie Wissen vermitteln und das weitere Vorgehen klären.

Auch ein Handwerk

Dass sich ein gutes Gespräch zwischen Arzt, Patient und Angehörigen lohnt, ist auch wissenschaftlich bewiesen. Es hilft zum Beispiel Angehörigen von unheilbar erkrankten Menschen auf der Intensivstation, das Erlebte zu verarbeiten. Eine Untersuchung belegte, dass Angehörige nach Gesprächen mit einer proaktiven, also vorausplanenden Kommunikationsstrategie weniger Symptome einer posttraumatischen Belastungsstörung zeigten. Sie hatten weniger Angst und Depressionen und brauchten entsprechend weniger psychologischen Support und Psychopharmaka.

Die Ärztin ist überzeugt, dass solche Gespräche erlernbar sind. «Zum Teil mögen sie Begabung sein, vor allem aber sind sie auch Handwerk», sagt sie. An der Uni Basel werden Medizinstudierende vom ersten bis zum sechsten Jahr darin geschult. Theoretisch, aber auch praktisch, etwa in Rollenspielen. Dieses «longitudinale Curriculum» ist schweizweit einmalig.

Für Hunziker ist es ein Stück weit Routine geworden, mit Patientinnen und Patienten über Leben und Tod zu sprechen. «Das heisst aber nicht, dass es mich nicht berührt», betont sie. Etwa wenn Kinder im Spiel seien, gehe es ihr nahe, so die zweifache Mutter. Es sei aber wichtig, als Ärztin nicht die Fassung zu verlieren. «Das verhindert eine professionelle Betreuung.»

Heute bemüht sich die Medizin viel stärker als früher um die Kommunikation. Gleichzeitig haben Ärztinnen und Ärzte wegen der Ökonomisierung des Gesundheitswesens immer weniger Zeit für Gespräche. Sabina Hunziker stellt klar: «Trotzdem müssen wir auf die Patienten eingehen können. Auch wenn es nicht um lebensbedrohliche Diagnosen geht, erinnern sie sich zum Teil bis an ihr Lebensende an unsere Worte.» Sabine Schüpbach

Pudeldame Beryll ist die positive Seite der Krankheit

Von heute auf morgen erkrankte die ehemalige Fernsehjournalistin Karin Rüfli an unheilbarer Diabetes. Seitdem hat sich ihr Leben komplett verändert. Jeden Tag muss sie sich Insulin spritzen und Diät halten, und das ihr Leben lang.

Die Tür der Studiokantine geht auf. Eine Frau mit blauer Brille im welligen Haar kommt herein. An der Leine führt sie einen Pudel. «Nicht ansprechen!», ruft Karin Rüfli in der Kantine des SRF-Radiostudios. Der vorsorgliche Hinweis gleich zur Begrüssung hat einen Grund. Die Pudeldame Beryll soll sich voll und ganz auf ihre Besitzerin konzentrieren und alle anderen Personen möglichst ausblenden.

Angefangen hat alles im Sommer 2017. Karin Rüfli war zu Besuch bei Freunden in Deutschland. Sie erinnert sich, dass sie ein riesiges Eis gegessen habe. «Das war dann auch das letzte.» Wahnsinnigen Durst habe sie danach gehabt und getrunken und getrunken, doch der Durst ging einfach nicht weg. «Ich verlor innerhalb kürzester Zeit neun Kilo und wurde immer schwächer», sagt sie. Kaum habe sie es geschafft, den Abfallbeutel die Strasse ohne Pause

«Zuerst ist bei mir eine Welt zusammengebrochen. Ich konnte mir nicht vorstellen, mich jeden Tag zu spritzen.»

hochzutragen. Nach drei Wochen mit Schwäche, Gewichtsverlust und zuletzt pelzigem Gefühl auf der Zunge ging sie dann zum Arzt. «Oh oh, das ist Matthäi am Letzten», sagte dieser zur zierlichen Frau. Andere seien mit solchen Zuckerwerten bereits auf der Intensivstation: «Sie haben Diabetes.»

Diät allein genügt nicht
Der Arzt beruhigte sie, weil er von dem weniger schlimmen Diabetes Typ 2 ausging, der Menschen oft erst in späteren Jahren ereilt. «Das bekommen wir mit der Ernährung in den Griff.» Karin Rüfli musste von heute auf morgen auf Rohkost umstellen. Das bedeutete auch: keine Nudeln, Kartoffeln, Reis oder Brot mehr. Nichts, was sich zu Zucker verstoffwechseln lässt.

Beim nächsten Arzttermin kam dann die Erkenntnis: Nur mit Rohkost ist es nicht getan. Beim Facharzt kommt heraus, dass Karin Rüfli an Diabetes Typ 1 erkrankt ist. «Das bedeutet, ich muss bis zu meinem Lebensende Insulin spritzen.» «Im ersten Moment ist bei mir eine Welt zusammengebrochen. Ich konnte mir nicht vorstellen, mich jeden Tag zu spritzen.» Gleich im Spital noch musste sie mit einer Attrappe aus Gummi üben. Seitdem sticht sie sich zusätzlich pro Tag



Zwischen Hündin Beryll und Besitzerin Karin Rüfli ist eine grosse Nähe entstanden.

Foto: Ephraim Bieri

mehrmals in den Finger, um ihren Zuckerwert zu ermitteln. An ihren Fingerkuppen sind die Spuren deutlich zu sehen. Sogar vor dem Autofahren muss sie den Wert kontrollieren. Denn im schlimmsten Fall kann sie ins Koma fallen.

Früher, als Karin Rüfli noch beim Fernsehen war und für «Schweiz aktuell» als Live-Reporterin arbeitete, kam es schon einmal vor, dass zum Beispiel irgendwo eine Lawine abging und sie spontan eine Woche vor Ort blieb. «Das wäre jetzt unmöglich, ich bin nicht mehr so fleißig.» Sieht man die TV-Aufzeichnungen von früher, glaubt man eine andere Person vor sich zu haben.

Ein grosser Teil ihres anderen Lebens mit der Krankheit ist seit einem Jahr die Pudeldame Beryll. Sie geht und steht, wo ihr Frauchen ist. Mit ihr fährt Karin Rüfli alle zwei Wochen nach Voralberg. Dort

als Online-Redaktorin für Radio SRF 1; die Leitung der Abteilung hat sie abgegeben.

Woher die Erkrankung kommt, kann niemand sagen. Der Diabetes-Typ, den Karin Rüfli hat, ist eine Autoimmunerkrankung. Verbittert sei sie nicht, aber sehr traurig, dass sie nicht mehr ohne Weiteres in ein frisches Brot beissen könne. Das ginge nur, wenn sie sich direkt eine Portion Insulin spritzen würde. Neben dem täglichen Basis-Insulin vor Ort blieb. «Das wäre jetzt unmöglich, ich bin nicht mehr so fleißig.» Sieht man die TV-Aufzeichnungen von früher, glaubt man eine andere Person vor sich zu haben.

Ein grosser Teil ihres anderen Lebens mit der Krankheit ist seit einem Jahr die Pudeldame Beryll. Sie geht und steht, wo ihr Frauchen ist. Mit ihr fährt Karin Rüfli alle zwei Wochen nach Voralberg. Dort

Karin Rüfli, 55

Zur Welt kam sie in Solothurn, aufgewachsen ist sie in Lengnau BE. Nach der Schule besuchte Karin Rüfli die Ringier-Journalistenschule, moderierte dann das Tagesfernsehen «TAF» im Schweizer Fernsehen und später die Sendung «Schweiz aktuell». Danach wechselte sie zur Konsumredaktion «Espresso» von Radio SRF. Heute ist sie Social-Media-Manager und Online-Redaktorin von Radio SRF 1.

wird der Pudel zum Diabetiker-Warnhund ausgebildet und soll sich nur auf seine Besitzerin konzentrieren. Wenn Beryll nach zwei Jahren Ausbildung soweit ist, kann sie Karin Rüfli warnen, wenn ihre Werte unter die kritische Grenze sinken. Der Hund riecht die Unterzuckerung und stupst die Besitzerin dann an. Die teure Ausbildung des Hundes zahlt Karin Rüfli selbst.

Positives Denken hilft ihr
Der Eindruck einer grossen – nicht nur räumlichen – Nähe zwischen Halterin und Hund entsteht. Die positive Seite der Krankheit nennt Karin Rüfli ihre Beryll. Das Tier gebe ihr Sicherheit. Seit sie Beryll hat, geht Karin Rüfli mehr in die Natur, geniesst jedes Wetter. «Eigentlich ist es, wie wenn ich ein Kind hätte», sagt sie. Denn auch der Hund muss erzogen werden und hat Entwicklungsphasen. «Bei der zeitintensiven Ausbildung von Beryll muss meine Partnerschaft manchmal zurückstecken», sagt Rüfli.

Doch ihr nächstes Umfeld unterstütze sie nach Kräften. Wenn sie mal traurig ist, sagt sie sich, «es gibt noch viel, viel Schlimmeres». Sie versuche, das Beste aus ihrer Situation zu machen. Das Positive zu betrachten, gelinge ihr recht gut. Seit der Erkrankung habe sie auch Einsichten gewonnen: «Mein Leben vorher war oft Stress, Stress, Stress. Das vertrage ich einfach nicht mehr.» Aufregungen im Alltag sehe sie jetzt mit anderen Augen: «Es stirbt niemand, wenn dieser oder jener Beitrag nicht kommt.» Eigentlich sei der Körper wunderbar, wenn man denn auf ihn höre. Ihre Erkrankung sei sicher der Anlass gewesen, ihr Leben zu ändern.

Gerüstet für den Notfall
Karin Rüfli hat das Notfallset, bestehend aus einem Glukagon-Spritzenset, immer dabei. Damit können Laien erste Hilfe leisten, wenn ein Diabetiker wegen einer schweren Unterzuckerung bewusstlos geworden ist. Zum Prüfungspensum von Beryll gehört, dass sie das Set holen kann, falls ihre Besitzerin dazu nicht mehr in der Lage ist.

Nach einer Stunde in der Kantine macht sich der Hund bemerkbar. Er will raus. Zeit für Karin Rüfli, sich mental wieder ganz ins Hier und Jetzt zu verorten und mit der Pudeldame vor die Tür zu gehen. Rüflis Kolleginnen und Kollegen, denen sie beim Hinausgehen begegnet, wissen inzwischen, warum Beryll nicht auf fröhliche Begrüssungsszenarien von Fremden reagieren soll. **Constanze Broelemann**

«Mein Leben war früher oft Stress, Stress, Stress. Das vertrage ich heute einfach nicht mehr so gut.»

Die Zwänge machten ein normales Leben unmöglich

Es sei pure Folter gewesen, fasst es Balz zusammen. Der junge Mann litt an Zwangsstörungen. Seine ganze Kraft floss in Gedanken und Handlungen, denen er sich nicht entziehen konnte. Heute geht es ihm besser – unter Vorbehalt.

Die Tür zur Wohnung steht offen. «Hereinspaziert», ruft Balz (Name geändert) von weit her und kommt lässigen Schrittes durch den Flur. Er habe gerade noch etwas geputzt und aufgeräumt. Er lacht. Balz setzt sich im Wohnzimmer auf das Sofa, zieht die Baseballmütze kurz aus, um seine schulterlangen Haare aus dem Gesicht zu streichen, und nimmt einen Schluck Tee.

«Hier in diesem Haus aufzuwachsen, war ein grosses Glück», fängt der 23-Jährige an zu erzählen. Die Hausgemeinschaft mit den vielen Kindern und den unterschiedlichen Familiengeschichten habe einiges geboten. Und der Umgang untereinander sei nach wie vor sehr vertraut. «Bis heute sind mein Umfeld und meine Familie optimal, nur meine Psyche ist leider etwas mühsam.»

Balz war 14, als bei ihm Zwangsstörungen diagnostiziert wurden. Danach verbrachte er zehn Monate

«Vieles, was ich dachte und tat, war auch für mich absurd, aber ich konnte es nicht mehr kontrollieren.»

in einer kinder- und jugendpsychiatrischen Tagesklinik. Seither ist er in Therapie und nimmt Psychopharmaka. «Die Krankheit hatte mich volle Kanne erwischt», erinnert er sich, und sie beschäftigt ihn bis heute. Die Tendenz, sich auf etwas, das ihn besonders interessiere, zu fixieren, sei immer schon Teil seines Charakters gewesen. Auch in der Schule wollte er alles sehr gut machen, aber damit habe er sich unter Druck gesetzt.

Als es dann um den Übertritt ins Gymnasium ging, verstärkten sich seine bisher harmlosen Zwänge, und auf einmal ging nichts mehr. «Ich war nur noch am Denken und starrte stundenlang reglos auf ein und dieselbe Stelle. Auch hatte ich strenge Handlungsrituale und war total in mir isoliert.» Isoliert sei er aber vorher nie gewesen, im Gegenteil. «Ich kannte das halbe Quartier und hatte viele Freunde in der Schule, im Fussballclub, beim Breakdance. Doch für einen normalen Alltag reichte die Kraft nicht mehr.»

Gedanken drängen sich auf
Zwangserkrankungen sind psychische Störungen, bei denen sich den Betroffenen unerwünschte Gedanken und zwanghafte Handlungen aufdrängen, etwa, ständig die Hände waschen oder Ordnung herstel-



Balz hat Angst, nicht mehr aus der Schublade seiner Diagnose herauszukommen.

Foto: Ephraim Bieri

len zu müssen. Dabei empfinden die Betroffenen ihr Verhalten selbst oft als sinnlos oder übertrieben, müssen aber dennoch weitermachen, um damit die unangenehmen Gefühle in den Griff zu bekommen. So beschreibt es auch Balz. «Vieles, was ich dachte und tat, war auch für mich absurd, aber ich konnte es nicht mehr kontrollieren.»

Die individuellen Ausprägungen der Zwänge sind sehr verschieden. Balz hatte etwa die Angstvorstellung, es könnte seinetwegen etwas kaputt gehen, zudem litt er unter blasphemischen Gedanken. «Weiter konnte es sein, dass ich plötzlich dachte, ich verachte die Jahreszeiten. Und schon befürchtete ich, dass ich dafür bestraft werden könnte.» Also habe er den Satz «neutralisieren» müssen. «Das machte ich, indem ich das, was ich im Moment des

Gedankens tat, wiederholte. Oder den Ort, an dem ich es dachte, nochmals aufsuchte, um dann dort nicht daran zu denken.» Nur sei das ja bekanntermassen unmöglich: Wer versuche, an etwas nicht zu denken, denke bereits daran. «Es war pure Folter», fasst Balz zusammen. «Ich war mein schlimmster Feind und es erschöpfte mich total.»

Eine Art sozialer Tod
Der Aufenthalt in der Tagesklinik, die Therapie und die Medikamente halfen Balz, aus der Abwärtsspirale herauszukommen. Er konnte den Schonraum und die Zeit für sich nutzen. «Klar geht man in die Psychiatrie nicht krank rein und verlässt sie dann gesund, aber nach ein paar Wochen war ich immerhin wieder etwas ruhiger.» Doch der Klinikaufenthalt war für ihn auch ein kom-

«Es braucht keine Krankheit, um etwas im Leben zu begreifen. Da gibt es noch viele andere Wege.»

Balz, 23

Balz ist mit seinen Eltern und zwei älteren Geschwistern in einer Hausgemeinschaft aufgewachsen. Das Gymnasium besuchte er in einer Privatschule. Nach erfolgreich abgelegter Maturitätsprüfung arbeitete er als Hilfgärtner und als Garderobier in einem Club. Heute studiert er Geschichte und Sozialanthropologie. Er lebt mit seiner Mutter in der ehemaligen Familienwohnung.

pletter Bruch mit allem, was bisher sein Leben ausmachte, eine Art «sozialer Tod», wie er es nennt. «Ich bin durch alle Raster gefallen, hatte keinen Kontakt mit den Kollegen, keine Freizeitaktivitäten mehr und war auch stigmatisiert: Ich war auf einmal einer, der nicht ganz richtig tickt.» Für ihn als bisher «sozial Hyperaktiver» war dies ein schmerzlicher Einschnitt.

Das verpasste Schuljahr holte er in einer Privatschule nach. Erst lief es gut, schulisch und sozial, doch dann ging es wieder los mit den Zwängen. «Das gleiche Problem wie beim ersten Mal, nur diesmal haben wir schneller reagiert, und ich war nach einem halben Jahr wieder im Rennen», meint Balz nüchtern. Das letzte Jahr am Gymnasium war für ihn dann eine Erlösung: Er war in einer tollen Klasse, lernte viel und gern und schaffte die Matura mit Bravour. «Endlich war ich nicht mehr der Ketzler, der sich selbst torpedierte. Vielmehr konnte ich mein Denken nutzen, um in die Welt des Wissens einzutauchen. Das war unglaublich befreiend.»

Weder krank noch gesund
Seither machte Balz diverse Jobs und studiert nun Geschichte und Sozialanthropologie an der Universität Bern. Ja, das Studium sei interessant, sehr sogar, aber der Schrecken nach der heftigen Krankheit sitze immer noch tief. «Ich lebe in einer Art «psychischen Nachkriegszeit» und versuche zu verstehen, warum ich so bin, wie ich bin.» Klar brauche das Zeit, aber er möchte auch nicht ewig von seiner Familie «durchgefüttert» werden, sondern ein selbstständiges Leben leben.

Fühlt er sich denn jetzt gesund oder noch krank? «Beides nicht», antwortet Balz. «Im Moment habe ich keine Symptome, aber wohlauf bin ich nicht.» Auch wenn er ab und zu mit Kollegen in den Ausgang gehe, fühle er sich ziemlich abgehängt vom Leben. «Die Diagnose Zwangsstörung beschreibt ja nicht mich als Person. Sie ist lediglich ein Hilfsmittel für die Krankenkasse. Trotzdem habe ich Angst, nicht mehr aus der Schublade rauszukommen.»

Balz schlägt vor, auf dem Balkon eine Zigarette zu rauchen. Er zieht die Mütze etwas tiefer ins Gesicht. «Wer behauptet, Krankheiten hätten irgendeinen Sinn, der hat keine Ahnung.» Natürlich sei er durch seine Störungen gezwungen worden, über sich und das Leben nachzudenken. «Aber es braucht keine Krankheit, um etwas im Leben zu begreifen. Da gibt es noch viele andere Wege.» **Katharina Kilchenmann**

«Wahrer Trost kann sein, die Trostlosigkeit auszuhalten»

Thomas Wild steht oft Patienten bei, die soeben eine schwere Diagnose erhalten haben. Wichtigste Aufgabe des Seelsorgers am Berner Inselspital ist es, nach dieser heftigen Erschütterung ein Stück Urvertrauen wiederherzustellen.

Was passiert mit einem Menschen, der eine Diagnose erhält, die sein Leben verändert?

Thomas Wild: Die meisten stehen unter Schock. Viele haben eine Phase der Ungewissheit hinter sich, in der sie hofften, es sei etwas Harmloses. Die Diagnose zertrümmert die Hoffnung, und es tut sich ein Abgrund auf. Was mich immer wieder beeindruckt: Der Mensch versucht schnell Ordnung ins Chaos zu bringen, indem er Fragen stellt, zum Beispiel nach der genauen Diagnose und nach Massnahmen.

Die Ärzte sind in diesem Moment die wichtigsten Ansprechpartner?

Ja. Die Mitteilung von «bad news» ist sehr anspruchsvoll. Es braucht Klarheit und Fingerspitzengefühl. Betroffene erwarten in diesen Momenten zu Recht fachliche und persönliche Kompetenzen.

Sie sind bei der Mitteilung von Diagnosen anwesend?

Da ich hauptsächlich auf der Intensivstation arbeite, kommt das oft vor. Der Patient liegt im Koma, ein Befund wird gestellt, und ich werde für das Gespräch mit den Angehörigen beigezogen. Wenn sich die Ärztin verabschiedet hat, bleibe ich für die Angehörigen da. Ansonsten kontaktiert mich das Pflegepersonal, wenn es registriert, dass jemand Begleitung braucht.

Was machen Sie dann?

Nach dem ersten Schock geht es darum, die Situation zu realisieren und auszuhalten. Menschen wollen in ihren Gefühlen und Gedanken verstanden werden. Ich bin also da, die Situation mitauszuhalten und zuzuhören. Kürzlich wurde ich zu einem Mann gerufen, der drei Tage zuvor die Diagnose Bauchspeicheldrüsenkrebs erhalten hatte und sofort operiert worden war. Zurück auf der Station, realisierte er seine Situation: Als Erstes sagte er mir, ihm fehle im Mehrbettzimmer die Ruhe und die Sicht auf den Himmel. Im Verlauf des Gesprächs erfuhr ich dann von seiner schwierigen Scheidung, von seiner Einsamkeit und seinen Ängsten.

Was können Sie jemandem in so einer Situation geben?

Ich kann versuchen, sein Wesen und sein Leben durch mein Interesse zu würdigen. Jedes Leben verdient Respekt. In einer gesundheitlichen Krise kämpft der Mensch mit einem massiven Vertrauensverlust – ins Leben, in den Körper, in alles. Meine Aufgabe ist es, erste Schritte zu ermöglichen, sich jemandem anzuvertrauen.

Reagieren Menschen mit einer schweren Diagnose ähnlich?

Es gibt erstaunliche Reaktionen, zum Beispiel bei Kindern. Um sich selbst machen sie sich oft weniger Sorgen als um ihre Eltern. Bekommt ein Erwachsener eine solche Diagnose, sieht er häufig alle Projekte davonschwimmen. Ein Kind bleibt in der Gegenwart. Aber auch Erwachsene können progressiv mit der Krankheit umgehen. Einer sagte mir, er nehme die Farben und das Vogelgezwitscher viel intensiver



Thomas Wild bleibt als Seelsorger am Platz, wenn sich die Ärzte verabschieden.

Foto: Ephraim Bieri

wahr. Manche entdecken eine andere Qualität des Lebens – als würden sie sich und die Welt aufs Existenziale reduzieren.

Haben sie bestimmte Ressourcen?

Es hat mit Bewältigungsmustern zu tun, die wir im Umgang mit Verlusten eingeübt haben. Phasen der Verzweiflung erlebt fast jeder. Manche reagieren mit Panik, andere werden wütend oder fühlen sich gedemütigt. Auch Verdrängung oder Durchhalteparolen begegnen mir, vor allem bei Männern.

Wie sprechen Sie mit jemandem, der seine Situation verdrängt?

Ich nehme ihm nicht die Hoffnung. Aber ich erachte es als sinnvoll, auch die Hoffnungslosigkeit anzusprechen. Ich ermutige ihn, die Türe in diese Räume aufzutun – und

dann auch wieder zu schliessen. Die dunklen Momente kommen irgendwann garantiert. Hat sich jemand zuvor schon damit befasst, kann das helfen.

Ist der Glaube für religiöse Menschen in dieser Krise eine Stütze?

Ein gläubiger Mensch nimmt den Schicksalsschlag nicht unbedingt lockerer an. Bei jedem zerbricht etwas von der bisherigen Identität, manchmal auch jene des Glaubens. Manche Gläubige spalten ihre Ängste ab: «Ich bin gläubig und darf mich nun nicht fallen lassen.» Oder sie denken, diese Krankheit habe nichts mit Gott zu tun, sondern mit seinem Gegenspieler. Manche, auch nicht religiöse Menschen, empfinden die Krankheit wie eine Strafe: «Warum geschieht mir das, ich war doch immer tüchtig und ehrlich.»

«Wenn ein Mensch schlagartig in die Welt der Kranken versetzt wird, können Worte rasch zynisch wirken.»

Thomas Wild, 59

Der reformierte Theologe und ausgebildete systemische Therapeut und Seelsorger war zwischen 2001 und 2010 als Paarberater tätig. Seit 2010 arbeitet Wild als reformierter Seelsorger am Berner Inselspital, vor sechs Jahren wurde er Co-Leiter der Insel-Seelsorge. Er schreibt zu Themen rund um Krankheit, Sterben und Tod.

www.tomwild.ch

Wo knüpfen Sie da als Theologe an?

In der jüdisch-christlichen Tradition gibt es viele Geschichten zum Umgang mit Leid. Als Gesunder darf ich einem Kranken nicht sagen, wie er seine Krankheit zu interpretieren hat. Ich kann aber Geschichten anbieten, in denen er sich wiedererkennt: die Passion, die Resilienzgeschichten des jüdischen Volkes, das Schicksal von Hiob.

Kann eine solche Krise umgekehrt Spiritualität aufleben lassen?

Ja, einige erinnern sich an etwas, das sie einst hatten. Leute aus frommen Elternhäusern etwa, die mit dem Glauben abgeschlossen hatten, spüren nicht selten eine Sehnsucht nach der spirituellen Geborgenheit der Kindheit. Sie fragen mich dann, ob ich für sie beten kann. Und es gibt Menschen, die in der Krise Spiritualität erst entdecken.

Ist es Ihre Pflicht, eine Art «göttliche Geborgenheit» zu vermitteln?

Die Sehnsucht nach Transzendenz gehört zum Menschsein. Darum spreche ich die spirituelle Identität und diesbezüglichen Hoffnungen oder Ängste an. Ich greife nicht schnell zu Ritualen, frage aber am Ende eines Gesprächs oft, ob es noch einen Wunsch gebe. Manchmal schlage ich einen Segen vor oder verweise auf die Kraft der Wiederholung eines einfachen Gebets. Melodie und Rhythmus tun geschwächten Menschen gut. Das ist ähnlich, wie wenn der muslimische Kollege den Koran rezitiert.

Wissen Sie immer das Richtige zu sagen?

Wenn ein Mensch schlagartig und ungefragt von der Welt der Gesunden in die Welt der Kranken versetzt wird, können Worte rasch zynisch wirken. Die Sprache ist zwar ein heilendes Instrument, aber sie kann auch verletzen. Ich bin zurückhaltend mit Hoffnungsszenarien. Einem Schwerkranken darf man nicht sagen: «Das kommt wieder gut, das Leben geht weiter.» Das Leben geht eben gerade nicht mehr so weiter. Wahrer Trost kann sein, die Trostlosigkeit auszuhalten.

Hat Ihre Arbeit Ihre eigene Spiritualität verändert?

Ich bin in mancher Hinsicht liberaler geworden. Gleichzeitig hat sich meine theologische Identität vertieft. Glaube und Spiritualität sind weder Voraussetzungen noch Garantien für Heilungsprozesse, aber wichtige Faktoren auf dem Weg der Genesung. Interview: Anouk Holthuizen, Christa Amstutz

Obdach, die Pille und der Dienstplan

Ausstellung Was hat Abhängigkeit mit der Wohnungseinrichtung zu tun? Noch bis zum 22. März ist die Ausstellung «abhängig?» im Vögele Kulturzentrum in Pfäffikon in Schwyz zu erleben.

«Abhängig» – nur schon das Wort ruft negative Konnotationen hervor. Bei Abhängigkeiten denken wir umgehend an Schlechtes, Drogen oder Alkohol zum Beispiel und an Wiederholungen. Doch auch wenn wir an weniger gefährlichen Konsum wie etwa an den täglichen Kaffee denken, sind wir Abhängige von etwas. Manchmal ohne, dass wir uns dessen bewusst wären.

Weltenbürger Nummer 1

Ist es nun so, dass Abhängigkeiten per se negativ sind oder gibt es auch gute Abhängigkeiten? Dieser Frage können sich Besucher der Ausstellung «abhängig?» wer, wie, von wem oder wovon» im Vögele Kulturzentrum in Pfäffikon, Schwyz stellen. Durch Tunnel, welche die Masse von Fluchtwegen haben, gelangen die

Menschen durch die einzelnen Ausstellungsräume. Die erste Abhängigkeit: Denn jeder Raum braucht einen Fluchtweg. Dass unsere Reisefreiheit von unserem Pass abhängt, ist ein Thema. Auf einer Tafel wird eine Frau zitiert: «Dass ich in der Schweiz geboren bin, ist reiner Zufall. Das ist Lotterie. Aber davon werden ganz entscheidende Rechte abgeleitet.» Hilfreich könnte der grenzübergreifende Weltreisepass sein. Er geht zurück auf Garry Davis, der sich 1948 als Weltbürger Nummer 1 bezeichnete. Unterstützt wurde die von ihm gegründete Weltbürgerbewegung unter anderem von Geistesgrößen wie Albert Camus und Albert Einstein.

Weiter geht es durch den nächsten Tunnel. An die quietschgrünen Wände haben vorherige Besucher

ihre Abhängigkeiten notiert: Den Dienstplan etwa, die Pille, Salz, Obdach oder TV-Serien.

Dann folgt Werbung. Das Plakat der Bank, die damit wirbt, uns endlich in die Unabhängigkeit zu entlassen, wenn wir doch bei ihr ein Konto eröffnen. Doch dass wir uns damit stillschweigend in eine neue Abhängigkeit begeben, steht auf dem Plakat natürlich nicht. Der Künstler Joshua Geiger lässt die Besucher auf werbefreie Wände im Bahnhofsgelände schauen. Unweigerlich schiesst einem die Frage durch den Kopf: Ja, was machen wir eigentlich, wenn dort keine Werbung mehr zu sehen ist? Starren wir dann auf grauen Beton und fühlen uns unwohl?

Der Tisch ohne Beine

Endlich mal etwas Gutes: Betrachten wir Abhängigkeit als Form des Miteinanders, kann sie positiv sein. Stellt sich nur noch die Frage, wie wir sie gestalten. Die Möglichkeit, das gleich auszuprobieren, bietet der «Tisch ohne Beine.» Und der funktioniert so: Wenigstens zwei Personen ersetzen die Tischbeine und legen sich die Tischplatte auf den Schoss. Sie müssen kommunizieren, denn die beiden sind abhängig voneinander: Stünde die eine Person einfach auf, würde die ganze Tischplatte und damit alles, was auf ihr liegt, zu Boden fallen.

Macht ist ein Thema, das Abhängigkeit mit sich bringen kann. Der Künstler Harry Hachmeister, dessen Bilder in der Ausstellung zu se-

hen sind, spielt auf seinen Bildern mit der Grenze zwischen Fürsorge und Übergriff.

Sucht und Konsum sind anhand eines Fragebogens der Suchtpräventionsstelle Zürich thematisiert. Die Besucher können ihre Suchtgefährdung einstufen, bis sie erkennen, dass sie auch den Fragebogen hinterfragen sollten. Denn wer bestimmt, was zu viel ist?

Das ist eben auch abhängig von der jeweiligen Person. Deutlich wird das an 500 Löffeln, die auf einem Tisch liegen. Jeder ist anders. Jeder von einem anderen Menschen gefertigt, jeder mit anderem Mass.

Ab wann ist man zu Hause

Suchtprävention war schon immer ein gesellschaftliches Thema, einzig die Motivation hat sich geändert. Anhand ausgestellter Plakate geht es auf eine Zeitreise. Zielte die Prävention in den Vierzigerjahren auf die Vermeidung des gesellschaftlichen Schadens, so verschob sie sich später auf die Schädigung des persönlichen Rufes.

Und das Daheim? Was macht es zum eigenen? Ist es der persönliche Einrichtungsgeschmack oder ist es vielmehr die Abhängigkeit von den Angeboten und Trends eines Möbelhauses, fragt die in Zürich lebende Künstlerin Magdalena Baranya. Stück für Stück dämmert den Besuchern, dass erst das Ausbrechen aus der eigenen Rolle, das Hinterfragen, sichtbar macht, in welchen Abhängigkeiten wir uns eigentlich befinden. Constanze Broelemann

Kindermund



Geburtstag und die Sache mit der Überraschung

Von Tim Krohn

Als Bigna hörte, dass ich bald Geburtstag habe, klatschte sie in die Hände: «Oh, dann will ich dir etwas schenken. Was wünschst du dir denn?» «Irgendwas, ich freue mich über alles. Überrasche mich.» Sie rümpfte die Nase. «Typisch erwachsen. Dann schenke ich dir mein fast nicht gebrauchtes Heftpflaster mit Asterix drauf oder den Flügel von einem Vogel, den die Katze geholt hat, wie der Nona, und du freust dich überhaupt nicht. Was schenkt dir Renata?» Renata ist meine Frau.

«Ich darf es nicht wissen, aber ich glaube, eine Kaffeemühle.» «Wieso eine Kaffeemühle?» «Weil ich mir die wünsche.» Bigna schüttelte verständnislos den Kopf. «Aber wenn du sie dir wünschst, ist es doch keine Überraschung mehr! Und was schenken die anderen Erwachsenen?» «Alle zusammen die Kaffeemühle.» «Ist die so teuer?» «Nicht so teuer, dass ich sie mir nicht selber kaufen könnte, aber auch nicht billig.» «Und warum kaufst du sie dann nicht selber?» «Damit ich zum Geburtstag keinen Kram bekomme, den ich nicht brauche.»

«Ich wusste es doch», rief Bigna aus. «Moment, das ist nicht dasselbe. Würden sie mir etwas malen, würde ich mich schon freuen. Wenn sie so schön malen wie du.» «Ja, aber wenn ich dir was male, ist es keine Überraschung mehr», stellte Bigna klar. Dann kramte sie aus der Hosentasche zehn Rappen: «Das ist wohl zu wenig, um bei der Kaffeemühle mitzumachen, oder?» «Nein, das ist genau, was Renata noch fehlt.» «Schwindelst du auch nicht?» «Doch», gab ich zu, «aber ich mache dir einen Vorschlag. Male mir ein Bild, nicht als Geschenk, sondern ich kaufe es, für zehn Franken. Wenn du die Renata gibst, ist das eine gute Beteiligung.» Bigna schüttelte den Kopf. «Dann ist es doppelt keine Überraschung, und du hast gesagt, du wünschst dir eine Überraschung.»

Schliesslich schenkte sie mir gar nichts. «Freust du dich?», fragte sie, nachdem die Mühle eingeweiht und die Torte angeschnitten war. «Über die Mühle?» «Nein, dass ich dir nichts geschenkt habe. Damit hast du bestimmt nicht gerechnet.» Das gab ich zu. Bigna strahlte: «Und vor allem hättest du dir das nicht selber kaufen können.»

Der in Graubünden lebende Autor Tim Krohn schreibt in seiner Kolumne allmonatlich über die Welt des Landmädchens Bigna. Illustration: Rahel Nicole Eisenring



Tonjaschja Adler, das ABC der Unmöglichkeiten, 2019, Siebdruckplakate.

Foto: ProLitteris, Zürich

Lebensfragen

Wie begegne ich meiner Angst vor dem Abschied?

Die Eltern meiner Freundin sind überraschend ins Pflegeheim gekommen. Das macht mir Angst in Bezug auf meine Eltern, zu denen ich eine starke Bindung habe. Auch meine Eltern werden sterben und ich werde sie verlieren – und dennoch: Die Vorstellung, dass sie körperlich und geistig immer weniger werden, Schmerzen haben und ich sie letztendlich ganz verlieren werde, beschäftigt mich. Wie kann ich ihr Sterben emotional bewältigen?

Ja, es ist beängstigend. Nicht nur das Wissen, dass der Tod unenterrinnbar eintreten wird. Sondern fast noch mehr die Vorstellung, wie Gebrechlichkeit uns Fähigkeiten und Eigenschaften rauben könnte. Beides ist Teil unseres Lebens und des Lebens unserer Lieben. Wir können es nicht verhindern, nicht mit Fitness, nicht mit gesunder Ernährung, nicht mit guten Ratschlägen. Einfach gar nicht. Wir sind gebrechlich, bedroht von Krankheit und Tod. Und unsere Lieben eben auch!

Der Kopf kann uns ein wenig helfen. Sie können immer wieder erkennen, dass jetzt mit Ihren Eltern noch vieles in Ordnung ist. Sie können mit ihnen noch vieles geniessen, Freude erleben und die Liebe gestalten. Jetzt leben wir! Der Kopf ruft zu etwas Gelassenheit auf und dazu, das Leben beim Schopf zu packen, solange noch

Zeit ist. Mir hilft der 23. Psalm: «Du deckst mir den Tisch im Angesicht meiner Feinde», betet der Psalmist. Ich verstehe das so, dass die Feinde – Krankheit, Unglück, Tod – allgegenwärtig sind. Aber auch in ihrem Angesicht können wir uns an einen gedeckten Tisch setzen, das bedeutet, die Gemeinschaft mit unseren Lieben geniessen und uns nähren lassen.

Solche Momente wertzuschätzen, hilft gegen die Angst. Der Psalmist spricht zudem vom «Stecken» und «Stab» des Guten Hirten, zu dem er betet. Stecken und Stab trösten ihn, sie stehen für die Erinnerung an schöne gemeinsame Momente mit unseren Lieben, die uns Halt gibt. Die Erinnerung kann uns im finsternen Tal der Angst aufrichten und gegen Bedrohung verteidigen. Diesen «Stecken» können wir Vertrauen nennen. Glaube. Hoffnung. Liebe.

Schlimmes kann jederzeit passieren. Wichtig ist, dass wir uns immer wieder an gedeckte Tische setzen, gemeinsam geniessen, was uns geschenkt ist, und uns dagegen wehren, dass die Angst verschlingt, was jetzt möglich ist.



Anne-Marie Müller
Pfarrerin in der
reformierten Kirch-
gemeinde Zürich

Lebensfragen. Drei Fachleute beantworten Ihre Fragen zu Glauben und Theologie sowie zu Problemen in Partnerschaft, Familie und anderen Lebensbereichen: Anne-Marie Müller (Seelsorge), Margareta Hofmann (Partnerschaft und Sexualität) und Ralph Kunz (Theologie). Senden Sie Ihre Fragen an «reformiert.», Lebensfragen, Postfach, 8022 Zürich. Oder an lebensfragen@reformiert.info

Im Nemo Geborgenheit und Perspektiven gefunden

Luca* war nach dem Rauswurf durch seinen Vater obdachlos, bis er ins Nemo fand. In der Notschlafstelle für obdachlose Jugendliche beeindruckt ihn die menschliche Wärme im Umgang der Betreuer mit den Gästen.

Sozialwerk Pfarrer Sieber



Wir fangen auf

Menschen jeden Alters und aus allen sozialen Schichten können in Not geraten. Das stellen wir täglich fest. Daher ist unser Hilfsangebot breit gefächert. Neben einem Fachspital, einem Therapiezentrum, Anlaufstellen, Wohn- einrichtungen und der Gassenarbeit sind unsere Notschlafstellen Pfuusbus und Iglu (für Erwachsene) sowie Nemo (für Jugendliche von 16-23 Jahren) zentrale Hilfsangebote, für deren Betrieb wir auf Ihre Unterstützung angewiesen sind. Wir danken Ihnen herzlich für Ihr Engagement.

Spendenkonto PC 80-40115-7
IBAN CH98 0900 0000 8004 0115 7
Infos unter www.swsieber.ch
oder facebook.com/SozialwerkPfarrerSieber

Wer Luca begegnet, würde nie vermuten, dass er mit seinen 21 Jahren bereits so viel Leid erlebt hat. Wer ihn besser kennenlernt, staunt über die positive Lebenshaltung, die er sich trotz allem bewahrt hat. Lucas Weg in die Jugendobdachlosigkeit gleicht in vielem jener anderer Nemo-Gäste: Streit und Gewalt zu Hause, Trennung der Eltern, frühe Erfahrung mit dem Kiffen und anderen Drogen. Nach einer heftigen Auseinandersetzung mit dem Vater flüchtete Luca von zu Hause. Während Monaten schlug er sich als Obdachloser durch oder übernachtete gelegentlich bei «Freunden». Bis er auf die Notschlafstelle Nemo aufmerksam wurde und hier Zuflucht fand. «Als ich hierherkam, fiel mir sogleich der freundliche Umgang auf», erinnert sich der zierliche junge Mann mit den lebhaften Augen. «Das tat mir gut.»

Den Konflikt nicht mehr ausgehalten

Aufgewachsen ist Luca im Zürcher Oberland. In der Schule war er mässig am Unterricht interessiert, wie er selbst sagt, dafür umso mehr am Sport. Er war auch ziemlich beliebt – jedenfalls ausserhalb der Familie. Umso mehr stressten ihn die Auseinandersetzungen in der Familie. «Meine Eltern hatte nie Verständnis dafür, was Jugendliche heute beschäftigt», sagt er. Mehr lässt er sich nicht in die Karten blicken. Zu schmerzhaft sind seine seelischen Wunden. Zu Hause hielt er es immerhin bis nach seiner Ausbildung in der Gastronomie aus. Dann kam es zum grossen Knall.

Beitragen zum guten Klima

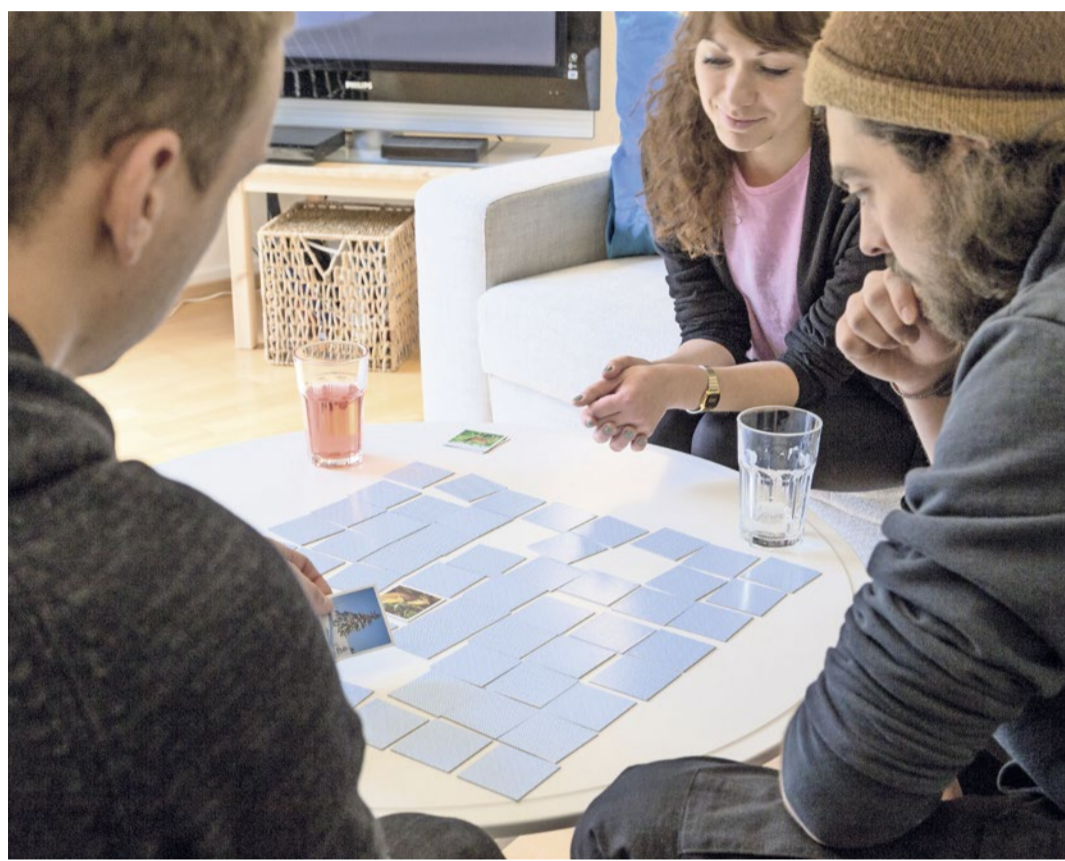
Luca schätzt nicht nur, was er an Freundlichkeit und Zuwendung von Betreuungsseite er-

lebt. Er versucht auch, selbst zum guten Klima in der Notschlafstelle beizutragen. Die Mitarbeiterinnen attestieren Luca eine hohe Sozialkompetenz. «Im Gegensatz zu anderen ist er nicht introvertiert, sondern sucht den Kontakt mit anderen Gästen», sagt Nemo-Leiterin Darja Baranova. Luca spiele fürs Leben gerne Brettspiele und schaffe es immer wieder, andere Gäste zum Mitspielen zu animieren.

Neue Perspektiven fürs Berufsleben gefunden

Auch dank der Beratung im Nemo ist Luca heute soweit, sein Leben neu zu ordnen. Jüngst hat er einen Platz in einer betreuten Wohngemeinschaft gefunden. Und beruflich möchte er sich zum Sozialpädagogen ausbilden lassen. Eine wichtige Voraussetzung für diesen Beruf, das Interesse an Menschen, bringt er jedenfalls mit sich. (db/arb)

* Name geändert



Luca spielt gerne Brettspiele und animiert auch andere Nemo-Gäste dazu.

INSERATE

reformiert.

Website
und App

Wir vernetzen Sie nun noch besser mit der Welt, die Sie und uns bewegt

Seit dem 17. Februar präsentiert sich unsere Website in neuem Kleid: frisch, übersichtlich und mit neuen Dienstleistungen für die Kirchgemeinden. Auch eine App steht jetzt für unsere Leserinnen und Leser bereit – mit aktuellen Beiträgen jeden Freitagmorgen punkt sieben Uhr.

Frisch

Die neue Website ist in Gestalt und Technik auf der Höhe der Zeit. Das wirkt sich aus für die Nutzerinnen und Nutzer: Unsere Beiträge erscheinen schnell und angepasst auf den unterschiedlichsten elektronischen Geräten.

Schlank

Die frische, klare Gestaltung orientiert sich am lesefreundlichen Zeitungslayout. Sie ist aber zusätzlich optimiert für leichte Les- und Sichtbarkeit auf Bildschirmen.

Spannend

«reformiert.» ist die Zeitung für Kirchgemeinden, die tagein, tagaus viele spannende Anlässe organisieren. Nun finden Sie auf der Website auch eine Auswahl an Veranstaltungen – vom Jura bis ins Val Müstair.

Hilfreich

Für Tatkräftige gibt es jetzt ebenfalls einen Service: Die Kirchgemeinden können Stellenangebote und die Suche nach Freiwilligen publizieren. Das macht vieles einfacher.

Aktuell

Neben den online aufgeschalteten Beiträgen aus der Zeitung erscheinen werktags nahezu täglich auch exklusive Online-Texte und Videos über Kirche, Religion, Gesellschaftspolitik, Ethik und spannende Menschen.

Mobil

Nicht nur die Website erscheint jetzt optimal auf mobilen Geräten: Wer die elektronische Leseweise bevorzugt, erhält immer freitags um 7 Uhr per App «Punkt Sieben» eine Auswahl an Beiträgen. Die App kann ab der Website geladen werden. Wer möchte, erhält dazu eine Push-Nachricht.

Einladend

Schliesslich gibt es als Novität demnächst auch noch einen Newsletter: per Mail wöchentlich ein paar Hinweise auf Aktuelles.

www.reformiert.info
www.punktsieben.ch

PFARRBERUF FÜR BERUFSLEUTE

Sind Sie interessiert an Lebensfragen, Theologie, Geschichte und alten Sprachen? Wir führen Sie in zwei Jahren zum Theologiestudium an der Universität Bern oder Basel oder beraten Sie in ihrem Interesse an Theologie.

Nächster Ausbildungsgang ab 13. August 2020
Anmeldung bis 15. März 2020

Information und persönliche Beratung

theologischeschule.ch

079 362 7370 / info@theologischeschule.ch



ENTDECKUNGSANGEBOT IN CRÊT-BÉRARD

WUNDERSCHÖNES HAUS • LAVAUX VINORAMA • CHAPLIN'S WORLD MUSEUM

UNSER ANGEBOT

- Willkommenstrunk bei Anreise (Wein der Region)
- Übernachtung in einem Komfort-Zimmer
- Inkl. Frühstück und Abendessen
- Eintrittskarten für das Chaplin's Museum (10 Min. Fahrt)
- Gratis Fahrkarten zwischen Lausanne und Montreux
- Entdeckung des Lavaux-Vinorama (didaktisches Zentrum)

> FÜR 1 PERSON

1 Nacht: CHF 153.-
2 Nächte: CHF 286.-

> FÜR 2 PERSONEN

1 Nacht: CHF 236.-
2 Nächte: CHF 412.-

GÜLTIGKEIT :

01.02.2020 - 23.12.2020

Chemin de la Chapelle 19a | Postfach 27 | 1070 Puidoux
021 946 03 60 | info@cret-berard.ch | www.cret-berard.ch

CRÊT BÉRARD

Tipps

Vortrag

Wirtschaft muss allen dienen

Wie Menschen füreinander sorgen, das ist das Thema am Internationalen Tag der Frau. Die häufig unbezahlte «Sorgearbeit», mehrheitlich von Frauen geleistet, ist noch kein selbstverständlicher Teil der Wirtschaft. Dies nimmt auch die Theologin Ina Praetorius auf. Sie referiert, nebst Dekanin Cornelia Camichel Bromeis, zum Thema Wirtschaft ist Care. Den Frauentag organisieren die Frauenzentrale und verschiedene kirchliche Organisationen. rig

Internationaler Tag der Frau, 8. März, ab 10 Uhr, ibW, Gürtelstrasse 48, Chur.



Die Theologin Ina Praetorius referiert am Frauentag in Chur.

Foto: zvg

Christoph Biedermann



Agenda

Kirche

Weltgebetstag

Jedes Jahr am ersten Freitag im März kommen Frauen in der ganzen Welt für das Feiern eines gemeinsamen Gebetstages zusammen. Diesjähriges Thema: **Zimbabwe. Viele Bündner Kirchgemeinden bieten entsprechende Gottesdienste an.**

Fr, 6. März, Abendgottesdienste
www.wgt.ch, www.gr-ref.ch

Reisen

Haus der Religionen

Besuch mit Führung, internationalem Brunch und Workshop zum Thema «Verschieden und doch gleich» im Haus der Religionen. Leitung: Fachstelle Migration Landeskirche Graubünden.

Sa, 4. April, ganzer Tag
Europaplatz 1, Bern
Ameldung bis 15.3.: rita.gianelli@gr-ref.ch, 079 406 94 99. www.gr-ref.ch

Alpinwandern und Spiritualität

Sentieri mit Weitblicken zwischen Bellinzona und Lukamanierpass. Leitung: Fadri Ratti, Pfarrer in Felsberg, MAS in Spiritualität UZH, Wanderleiter mit Fachausweis.

4.–10. Juli
ratti@bluewin.ch, 077 410 45 27.
www.kirchefelsberg.ch

Bildung

Sozialethik

Modul des Theologiekurses Graubünden. Wissenschaftlich fundierte Einführung in sozialethische Themen und Problemstellungen. Was sind die ethischen Fragen in Bezug auf Migration und soziale Gerechtigkeit? Interessant auch für Lehrpersonen, die das Schulfach Ethik unterrichten.

– Sa, 21. März, 9–16 Uhr
– Fr, 3. April, 18–20.45 Uhr
– Sa, 4. April, 9–16 Uhr

Ref. Landeskirche, Loëstrasse 60, Chur
joerg.lanckau@gr-ref.ch, 079 339 46 37.
www.theologiekurs-graubuenden.ch

Meine Biografie

Lebens- und Familiengeschichten aufschreiben. Kurs in 2 Teilen. Leitung: Silke Margherita Redolfi, Historikerin und Autorin, Leiterin Frauenkulturarchiv.

– Di, 31. März, 10–17 Uhr
– Do, 30. April 13–16 Uhr
Frauenkulturarchiv, Kurs- und Archivzentrum, Spitalstrasse 1, Thusis, Kosten: Fr. 350.–
081 250 04 60, frauenkulturarchiv@bluewin.ch. www.frauenkulturarchiv.ch

Familienkirche

Ideen für thematische Einstiege für kirchliche Veranstaltungen. Leitung: Wilma Finze-Michaelsen, Pfarrerin, Fachstelle Gemeindeentwicklung. Ein Kurs für experimentierfreudige Laien aller Generationen.

Mi, 25. März, 17.15–20.30 Uhr
Chur, Loëstrasse 60
Anmeldung bis 8.3.: wilma.finze@gr-ref.ch, 081 257 11 08. www.gr-ref.ch

Treffpunkt

Frühstückstreffen

Thema «blind, blond, blöd!? – versöhnlich mit sich selbst unterwegs sein». Referentin: Gabi Rechsteiner, Psychologin, frisch gebackene Mutter, blind.

Sa, 14. März, 8.45–11 Uhr
Comanderzentrum Sennensteinstrasse 28, Chur
Unkostenbeitrag: Fr. 20.–.
Anmeldung: awaefler@go-agnes.ch.
www.frauenfruehstueck.ch

Pilgerstamm

Pilgern in Graubünden und Europa. Vortrag «Das faszinierende Indien, Land der Gegensätze», Referent: Francis Venmenikattayil, katholischer Pfarrer.

Mo, 2. März, 18 Uhr
Erlöserpfarre, Tödistrasse 10, Chur
Vreni Thomann, 081 630 31 17.
www.jakobsweg-gr.ch

Beratung

Paar- und Lebensberatung, Chur

Paarlano: Angelika Müller, Jürg Jäger, Reichsgasse 25, Chur, 081 252 33 77, angelika.mueller@paarlano.ch, juerg.jaeger@paarlano.ch. www.paarlano.ch

Paar- und Lebensberatung, Engadin, Südtäler und Surses

Paarlano: Markus Schäfer, Vea Jerts 227, Bivio, 081 833 31 60, markus.schaerer@paarlano.ch. www.paarlano.ch

Fachstellen

Behördenbildung und Organisationsberatung, Erwachsenenbildung, ÖME

Jacqueline Baumer, Loëstrasse 60, Chur, 081 257 11 07, jacqueline.baumer@gr-ref.ch

Kinder und Familien

Wilma Finze-Michaelsen, Loëstrasse 60, Chur, 081 257 11 08, wilma.finze@gr-ref.ch

Gemeindediakonie, Freiwilligenarbeit, Organisationsberatung

Johannes Kuoni, Loëstrasse 60, Chur, 081 257 11 85, johannes.kuoni@gr-ref.ch

Menschen mit einer Behinderung

Astrid Weinert-Wurster, Erikaweg 1, Chur, 081 250 28 63, astrid.weinert@gr-ref.ch

Jugend-/Konfirmationsarbeit, Junge Erwachsene

Claudio Eugster, Loëstrasse 60, Chur, 081 257 11 09, claudio.eugster@gr-ref.ch

Religionsunterricht

Maria Thöni, Loëstrasse 60, Chur, 081 257 11 86, maria.thoeni@gr-ref.ch

Kirche im Tourismus

Cornelia Mainetti, Loëstrasse 60, Chur, 079 220 65 75, cornelia.mainetti@gr-ref.ch

Migration

Rita Gianelli, Loëstrasse 60, Chur, 079 406 94 99, rita.gianelli@gr-ref.ch

Radio und TV

Adam's Wedding

Was als Band von vier Theologiestudenten aus dem Zürcher Oberland begann, änderte sich, als eine Nicht-Theologin dazustieß.
So, 29. März, 8.30 Uhr
Perspektiven auf SRF 2

Literaturnobelpreisträgerin

Olga Tokarczuk im Gespräch.
So, 29. März, 10 Uhr
Sternstunde Religion auf SRF

«Spirit, ds Kirchamagazin uf RSO»

sonntags, 9–10 Uhr
Radio Südostschweiz

Pregia curta u meditaziun, dumengia

a las 8.15, repetiziun a las 20.15
Radio Rumantsch
– So, 1. März, Lucia Wicki-Rensch
– So, 8. März, Maraton engidines
– So, 15. März, Marcel Köhle
– So, 22. März, Martin Pernet
– So, 29. März, Silvia Gartmann

Gesprochene Predigten

jeweils 10–10.30 Uhr
Radio SRF 2
– So, 1. März, Volker Eschmann (Röm.-kath.), Stefan Moll (Ev.-method.)
– So, 8. März, Silvia Huber (Röm.-kath.), Johannes Bardill (Ev.-ref.)
– So, 15. März, Römisch-katholischer Gottesdienst aus Ilanz
– So, 22. März, Matthias Wenk (Röm.-kath.), Brigitte Becker (Ev.-ref.)
– So, 29. März, Urs Bisang (Röm.-kath.), Tania Oldenhage (Ev.-ref.)

Leserbriefe

reformiert. 1/2020, S. 1
Dossier «Ewig leben?»

Kleine Druckschrift

Gerne lese ich die Zeitung «reformiert». Ich bin nicht mehr jung und habe vermutlich darum Mühe, die kleine Druckschrift in der wenig kontrastreichen hellen Farbe, zum Beispiel Rosa, zu lesen, wie im Dossier «Ewig leben?» präsentiert. Ich verstehe, dass Sie gerne ein schönes Layout darstellen, aber vielleicht haben andere Menschen ähnliche Leseprobleme wie ich.
Annamarie Zimmermann, Unterentfelden

Technik als Sinnstifterin?

Dass sich die Technik als Sinnstifterin aufspielt, sogar in Fragen der Ewigkeit, sehe ich genauso kritisch wie Theologin Katharina Klöckner. Der Sinn eines Menschen besteht nicht in der ängstlichen Selbstoptimierung, sondern im Loslassen derselben. Fahrlässig argumentiert die Autorin in protestantisch-wissenschaftlicher Nüchternheit, den Glauben oder das Erleben einer persönlichen Ewigkeit als Albtraum darzustellen. Das ewige Bewusstsein ist von anderer Qualität und ragt als göttliche Kraft mitten in unser Dasein. Möglicherweise sind wir dann unermüdliches Mitgefühl und eine Kraftquelle für die, die es brauchen. Das macht unser Leben lebenswert, ermutigend und menschlich kraftvoll, und das bereits in unserem irdischen Leben.
Matthias Holderegger, Zürich

Gott hat das letzte Wort

Das Gehirn als Datenspeicher mithilfe einer Software benutzen? Ich finde diesen Gedanken gefährlich für die Entwicklung der Menschheit. Dass Gott das letzte Wort hat, sollte doch klar sein. Ewig leben wird die Seele, nicht das Gehirn oder gar der Mensch.
Martin Fischer, Worb

Pure Kurzsichtigkeit

Wie wird man die zunehmenden Menschenmassen mit Gütern und Strom versorgen? Wie wird man die Leute ernähren? Wird man die Menschen mittels eingepflanzter Chips so konstruieren, dass sie selbst dann friedlich und kooperativ bleiben, wenn es auf unserem Planeten nur noch Stehplätze gibt? Wenig wahrscheinlich. Also: Wozu sollte ich ewig leben, wenn dieses

Leben eigentlich gar kein lebenswertes ist? Das ist Kurzsichtigkeit pur!
Hermann Küster, Hilterfingen

reformiert.
Allgemein

Wertvolle Arbeit

Ich finde Ihre Zeitung sehr gut und danke für Ihre wertvolle Arbeit.
Helene Sollberger, Niederrohrdorf

Ihre Meinung interessiert uns: Schreiben Sie uns an: redaktion.graubuenden@reformiert.info oder «reformiert.Graubünden», Brandisstrasse 8, 7000 Chur. Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

reformiert.

«reformiert.» ist eine Kooperation von vier reformierten Mitgliederzeitungen und erscheint in den Kantonen Aargau, Bern | Jura | Solothurn, Graubünden und Zürich.
www.reformiert.info
Gesamtauflage: 702'724 Exemplare

Redaktion
AG Anouk Holthuisen (aho), Thomas Illi (ti)
BE Hans Herrmann (heb), Katharina Kilchenmann (ki), Nicola Mohler (nm), Marius Schären (mar)
GR Constanze Broelemann (cb), Rita Gianelli (rig)
ZH Christa Amstutz (ca), Delf Bucher (bu), Sandra Hohendahl-Tesch (tes), Vera Kluser (vk), Cornelia Krause (ck), Felix Reich (fmr), Sabine Schüpbach (sas)
Blattmacher: Hans Herrmann
Layout: Susanne Kreuzer (Gestaltung), Maja Davé (Produktion)
Korrektorat: Yvonne Schär
Gestaltungskonzept: Susanne Kreuzer, Maja Davé in Zusammenarbeit mit Bodara GmbH

reformiert. Graubünden

Auflage: 32'927 Exemplare
46610 reformiert. Graubünden: Erscheint monatlich ausser im August
Herausgeberin: Evangelisch-reformierte Landeskirche Graubünden, Chur
Präsident der Herausgeberkommission: Andreas Thöny, Landquart
Redaktionsleitung: Constanze Broelemann
Verlagsleitung: Andreas Thöny

Redaktion
Brandisstrasse 8, 7000 Chur
Tel. 079 823 45 93
redaktion.graubuenden@reformiert.info

Verlag
Andreas Thöny
Loestr. 60, 7000 Chur
andreas.thoeny@reformiert.info

Abonnemente und Adressänderungen
Somedia Publishing AG
Sommerstrasse 32
Postfach 419, 7007 Chur
Tel. 0844 226 226
abo@somedia.ch

Inserate
Kömedia AG, St. Gallen
Tel. 071 226 92 92, Fax 071 226 92 93
info@koemedia.ch, www.koemedia.ch
Inserateschluss Ausgabe 4/2020
4. März 2020

Druck: DZZ Druckzentrum Zürich AG



Porträt

Mit offenem Blick für Mensch und Tier

Integration John-David Bauder hält nichts von Vorurteilen. Er selbst hat als Kind darunter gelitten. In seinem Privatzoo sollen diese keinen Platz haben.



In John Bauders Zoo leben neben zwei Trampeltieren, Alpakas und Lamas weitere 61 Arten.

Foto: Manuel Zingg

«Betrachte die Tiere bitte vorurteilsfrei. Verwende keine Massstäbe wie schön, hässlich, dumm, unnützlich oder nützlich.» John-David Bauder zeigt auf das Schild am Eingang zu Johns kleiner Farm. «Dasselbe gilt für den Umgang mit Menschen», sagt der Gründer des kleinen Privatzoo, während ein Hahn kräht, ein Barockesel sein I-aah ertönen lässt und der Hund neben Bauder mit dem Schwanz wedelt.

Bauders Biografie hat ihn gelehrt, was es heisst, abgestempelt zu werden: Als Sohn einer Deutschen erlebten er und seine Mutter in einem kleinen Dorf im Berner Seeland öfters Diskriminierung. Als er mit 14

Jahren in das Dorf zurückkehrte, nachdem er mit der Familie fünf Jahre in Kairo gelebt hatte, fühlte er sich isoliert: «Es hiess, die Reichen sind zurück.» Dann bekam er die Diagnose «manisch-depressiv» und erhielt einen weiteren Stempel aufgedrückt. «All das hat mich für Menschen sensibilisiert, deren Lebensläufe nicht der Norm entsprechen oder Vorurteile hervorrufen.»

Nägel mit Köpfen machen

Wenn Bauder heute in seinem Zoo Personal einstellt, dann schaut er kein Schulzeugnis an. «Das ist eine Momentaufnahme, die nichts über den Menschen aussagt.» Er fügt an:

«Was nützt mir jemand mit einer Sechs in Biologie, wenn er den Tieren gegenüber nicht empathisch ist?» Im kleinen Zoo dürfen die Angestellten so Mensch sein, wie sie

John-David Bauder, 50

1996 eröffnete Bauder den Privatzoo «Johns kleine Farm» in Kallnach. Auf einer Hektare leben 283 Tiere von 64 Arten, darunter Findeltiere, Nutztiere und vom Aussterben bedrohte Arten. Der Betrieb bildete bisher 19 Tierpfleger aus, darunter auch 9 Lernende mit psychischer Beeinträchtigung.

sind. Ihre Suchtvergangenheit, Gefängnisaufenthalte oder psychischen und körperlichen Probleme stehen nicht im Vordergrund.

Das sei nicht immer einfach, ver-lange Geduld. «Manchmal muss man den Fünfer einfach gerade sein lassen, aber auch mal Nägel mit Köpfen machen.» Die positiven Rückmeldungen jedoch von Besuchern, die funkelnden Kinderaugen, die Anerkennung des Tierschutzes sowie Angestellte, die hier ihren Platz gefunden haben, treiben Bauder an.

Eigentlich wollte er Medizin studieren. Doch nach 13 Jahren Schulbank hatte er genug von der Theorie. Er wollte nun endlich arbeiten. Deshalb machte er auch gleich zwei

«Mit meiner Grossmutter wollte ich immer nur eines: in den Zoo.»

Abschlüsse aufs Mal: diplomierte Heilpraktiker und Krankenpfleger. Doch dabei blieb es nicht. Er studierte Operngesang, ökologische Erwachsenenbildung und Tierpflege. Besonders viel bedeutet es ihm, im Privatzoo Tierpfleger auszubilden: «Junge Menschen beim Start ins Berufsleben zu unterstützen, ist eine tolle Aufgabe», sagt Bauder.

Knie statt Schule

Der 50-Jährige liebt die Natur. Wenn immer möglich, ist er draussen unterwegs. Stets an seiner Seite sein Hund, der den gälischen Namen Sairse (Freiheit) trägt. Und wenn Bauder nicht draussen ist, widmet er sich der Archäologie – seiner grossen Passion, die ihren Ursprung in seinen Jahren in Kairo hat. Noch früher entdeckte er seine Faszination für Tiere. Er hatte Tanzmäuse und einen Hund. «Wenn der Zirkus Knie in der Stadt war, habe ich immer die Schule geschwänzt», erinnert sich Bauder.

Stundenlang habe er zugeschaut, wie Fredy Knie die Tiere dressierte. Während Bauder aus seiner Kindheit erzählt, werfen zwei Knaben Äpfel in das Gehege der Stachelschweine. «Hier dürft ihr mit dem Essen um euch werfen, nicht aber zu Hause», sagt er zu den Buben und ihrer Grossmutter. Er schaut die Jungen an und sagt: «Ach, so war ich auch. Mit meinen Grosse-tern wollte ich immer nur eines: in den Zoo.» Nicola Mohler

Gretchenfrage

Alina Ring, Sportklettererin:

«Der Glaube gibt mir eine gewisse Freiheit»

Wie haben Sies mit der Religion, Frau Ring?

Ich bin Mitglied der reformierten Kirche, und die christlichen Werte haben für mich eine grosse Bedeutung. Als Leistungssportlerin gibt mir der Glaube an Gott eine gewisse Freiheit. Ich weiss, dass mich Gott so annimmt, wie ich bin: egal, ob ich nun Erfolg habe oder nicht. Das nimmt Druck weg. Klettern ist meine grosse Leidenschaft, und der Glaube hilft mir, dass ich dabei nicht zu verbissen werde.

Wie leben Sie Ihren Glauben?

Zum Beispiel, indem ich regelmässig bete, meist mehrmals am Tag und auch vor dem Einschlafen. Dabei versuche ich, mit Gott in Beziehung zu kommen. Das heisst, ich artikuliere nicht nur meine Gedanken und Bitten, sondern bin auch mal einfach still und höre zu, was Gott mir sagen will. Oft habe ich dann plötzlich einen überraschenden Gedanken oder ein klares Gefühl. Das ist toll.

Sie studieren im vierten Semester Theologie. Woher kommt Ihr grosses Interesse daran?

Meine Eltern haben mir vorgelebt, was es bedeutet, ein christliches Leben zu führen. Als ich in der achten Klasse war, zogen wir nach Hirzenbach, einem Quartier der Stadt Zürich, und trafen dort eine sehr lebendige Kirchgemeinde an. Nach und nach bin ich da hineingewachsen, und mir wurde klar, dass ich Theologie studieren und Pfarrerin werden will.

Wann zweifeln Sie an Gott oder an Ihrem Glauben?

Eigentlich nie. Aber es gibt Momente, wo ich Gott nicht verstehe. Zum Beispiel, als ich verletzungsbedingt nicht klettern konnte und nicht wusste, ob und wie es für mich als Sportlerin weitergehen würde. Doch auch in dieser Zeit fühlte ich mich von Gott getragen. Und tatsächlich lag in diesem Unglück auch eine Chance: Ich konnte nämlich in Ruhe mein Studium anfangen und bin nun voller Energie auch wieder am Trainieren.

Interview: Katharina Kilchenmann

Auf meinem Nachttisch

Im Jenseits ist die Hölle los
Hinter dem Horizont geht es weiter

Ein Mann schaut auf der Strasse einer Frau hinterher. Macht einen Schritt nach rechts, um sie besser zu sehen, und wird überfahren. Der 30-jährige finnische Journalist ist tot. Was nun? Alles ist anders, als erwartet. Er schwebt als Geist durch die Strassen, beobachtet seine Frau, die er eigentlich nicht mehr richtig liebte, wie sie jetzt trauert. Und er ist enttäuscht, dass sie zwar die Form wahrt, sich dann aber umgehend ein schönes Leben ohne ihn macht.

Arto Paasilinna entwirft eine Welt nach dem Tod, die humorvoll herausfordert. Es ist eine Zwischenwelt. Alle Verstorbenen werden Geister und leben so lange, wie ihr Geist Kraft hat. Kleine Geister lö-

sen sich schnell auf. Grosse bleiben. Der verstorbene Mann trifft seinen alten Pfarrer. Was sagt dieser wohl, wo er doch anderes gepredigt hatte? Er trifft auf den verstorbenen Papst Pius IX. und erfährt Menschliches vom Stellvertreter Gottes auf Erden.

Es ist eine interessante Vorstellung, als Geist herumzufliegen und alle Orte auf der Welt und im Weltall besuchen zu können. Und es ist eine unterhaltsame Vorstellung, alle möglichen Menschen aus der Gegenwart und aus der Vergangenheit zu treffen. Menschen, denen man sonst nie begegnet wäre. Die Geister haben die Möglichkeit, Einfluss auf die Lebenden zu nehmen, in deren Träumen.

So stehen eine Vielzahl Geister am Bett des Präsidenten. Der Mann lernt als Geist Gutes zu tun und zu lieben. Für ihn wird die Zwischenwelt zu einem guten Platz. Andere werden von ihren ehemaligen Opfern gejagt. Aber eine Frage beantwortet der Roman nicht, was kommt danach?

Arto Paasilinna: Im Jenseits ist die Hölle los. Bastei Lübbe, 2014, 224 S., Fr. 11.60.



Rolf Weinrich, 46
Pfarrer in Safiental



Alina Ring, 21, ist Schweizer Meisterin im Sportklettern 2017. Sie studiert Theologie an der Uni Zürich. Foto: zvg